

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 43. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. November 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberge. XI. Band.

Gottes Wege.

1. Die Zigeuner.



Im Fuß der Pyrenäen, nördlich von der wundervollen Gebirgskette, die Frankreich von Spanien trennt, liegt eine der herrlichsten Provinzen, welche die Schönheiten der Natur in entzückender Weise mit den Wohlthaten des Schöpfers vereint. Diese Provinz Frankreichs, le Roussillon genannt, birgt in ihren Thälern lachende Wiesen und Kornfelder, belebt durch weidende Viehherden und fleißige Schnitter, während die benachbarten Hügel den köstlichsten Wein tragen, der an Farbe und Duft mit dem spanischen wett-eifert. Rauschende Wälder verhüllen die grotesken Berggestalten, dem Auge des Forschers nichtig die Schätze an Marmor, Silber — vielleicht an Gold — verbergend, die im Schooße des kalten Gesteins schlummern. In den Schluchten, welche jene Berge trennen, sprudeln mineralische Quellen, an denen Reiche und Arme Genesung und Erquickung suchen. Herrliche Landschaften, schäumende Wasserfälle, Flüsse, welche auf ihrem reinen Kiesbett zu schlummern scheinen, bemoste Felsen mit tiefen Höhlen, vor deren Eingang geheimnißvolle Pforten aus grünem Gypse sich schützend legen; schöne Alpenblumen mit ihren berausenden Düften und strahlenden Farben, und daneben der Winter an der Seite des Leszes, die ewigen Gletscher! Es ist ein Schauspiel, welches die Seele zu Gott erhebt und sie aufschauend läßt im Gefühl des Dankes gegen den gütigen Schöpfer, der seinen Menschen die Welt zur Freude gegeben. Denn die Pracht der Natur hat er Allen erschlossen, den niedrigsten wie den mächtigsten seiner Geschöpfe, die Strahlen seiner Sonne leuchten dem König wie dem Bettler, und dem Armen wie dem Reichen zeigt der nächtliche Himmel das Hoffnungsschild voll blinkender Sterne.

Es war ein herrlicher Junitag des Jahres 1815; die Sonne lag golden in dem das Gebirge zunächst begrenzenden Thale Roussillon; die Luft war rein und durchsichtig wie Kristall, die Vögel, von der Hitze noch nicht bedrückt, sangen lustig in den Zweigen, die Insecten spielten und summteten fast lärmend im Grase; es war ein Freudenconcert, ein Lebensjubel, der das Herz unwillkürlich mit fortriß. Alles jauchzte über die Wiedergeburt des Frühlings, und jedes Wesen stimmte auf seine Weise ein in die mächtige Dankhymne der Creatur gegen den Schöpfer.

Ein ziemlich breiter, wenig betretener Weg wand sich zwischen Eichen und Buchen hindurch, und führte in eine ziemlich gerade Allee zu einem offenstehenden Eisengitter, wahrscheinlich dem Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Parks; denn in geringer Entfernung sah man Thürmchen und Wetterfahnen eines Schlosses hinter den Bäumen hindurch blicken.

Es mochte 8 Uhr Morgens sein, als ein Trupp von ungefähr 20 Personen jeden Geschlechts und Alters in der Nähe der Parkmauer Halt machte.

Die markanten Physiognomien dieser Leute, wie ihr Costüm, aus einem verworrenen Gemisch spanischer, französischer, maurischer und orientalischer Tracht bestehend, seltsam mit Flitterband aufgeputzt, obgleich in Lumpen herabfallend, stößten Furcht und Mißtrauen ein. Die Männer trugen langes Haar, welches nie die Bekanntheit des Kammes gemacht, und ungepflegt, obgleich verschnittene Bärte; nur das Barthaar

der Greise hing weiß und lang bis tief auf die Brust hinab. Neben dem allen gemeinsamen Mantel, spanischer Sitte gemäß, trugen manche den Kopf mit einem Turban, andere mit dem spitzen Hute bedekt, wie ihn die Schmuggler jener Gegenden zu tragen pflegen. Bewaffnet waren Alle mit mehr oder weniger gefährlichen, mit mehr oder weniger verborgenen Waffen. Einige der Männer führten Mauleisel, die mit Kohlenbeden, alten Casserolen und verschiedenen Topfstricker- und Kesselsickerinstrumenten beladen waren, andere zogen Karren, in denen in buntem Durcheinander die verschiedenartigsten Gegenstände aufgehäuft lagen, Proben und Bruchstücke aller Waaren und Dinge, welche in Palästen und Hütten jeglichen Landes zu finden. Den Schluß des Zuges machte ein großer, mit Leinwand überdeckter Wagen, der eine Theaterdecoracion nebst Acteurs enthielt. Diese bestanden nämlich aus einer Truppe kluger Hunde, die in ihrem Theatercostüm, behändert und befranzt, mit Federhüten auf dem Kopf, schiefen. Außerdem saßen noch zwei Frauen in dem, von einem noch rüstigen Greise in scharlachrothem Mantel gelenkten Wagen, und dieser Mann führte das einäugige Pferd mit solcher Majestät, als wäre seine Peitsche ein Scepter und sein Strohhut eine Krone gewesen.

Die Frauen, welche nebenher gingen, trugen kurze Röcke, an den Füßen Sandalen, besetzt mit verblichenen Borten, und statt der Stümpfe die Füße unbedeckt mit mehr oder weniger schmutzigen Lumpen, wodurch ihrem Gang die Anmuth genommen ward, welche man sonst aus der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und der Schönheit ihrer Formen hätte vermuthen sollen. Ihr Kopf war mit nach oben gerichteten



Die Zigeuner. (Seite 332.)

in verschiedener Weise geordnet, doch trug die Mehrzahl den hübschen catalonischen Strohhut. Alle, selbst die Greisinnen, hatten reiches Haar vom köstlichsten Schwarz, wie Ebenholz glänzend, das in langen Flechten über die Schultern fast bis zu den Füßen herabfiel. Eine Menge Schmuck von Glas, Messing und Kupfer blinkte und klapperte ihnen um Hals, Arm und Ohr, die wenig scrupulöse Reinlichkeit ihrer Wäsche noch mehr hervorhebend. Die Hautfarbe Aller war braun, fast schwärzlich, ihre Augen, glänzend wie Diamanten, schwimmend auf dem Grunde der schönsten bläulichen Emaille, waren beschattet von langen Wimpern und überwölbt von schön gezeichneten Brauen. Ihre Zähne glichen weißen Perlen-schnüren. Die jungen Mädchen und Burschen hatten schöne regelmäßige Züge, doch das Alter, hier schon früh sein Zerfällungswort beginnend, ließ schon die dreißigjährigen welk und reizlos erscheinen.

Die Gesellschaft zeigte den ächten Typus jenes mysteriösen Stammes, der ohne Oubach, ohne Vaterland, alle Länder der alten Welt durchstreift. Seit Jahrhunderten schon existirt dieses Volk von Weltbürgern in Europa, von uns Deutschen Zigeuner, von den Franzosen Behémien oder Egyptiens, von den Engländern Gipsies, von den Spaniern Gitanos genannt.

Ihre Sitten, ihre Getränke, selbst ihre Sprache sind überall dieselben, unter welchem Himmelsstrich sie auch umherziehen mögen. In welchem Lande man sie auch antreffe, überall findet man an ihnen dieselben Eigenthümlichkeiten, welche die Tradition ihnen seit Jahrhunderten zuschreibt, überall treiben sie dieselben Gewerbe, wenn man ihrer fast immer unverfälschten Industrie diesen Namen geben darf.

Sie führen bekanntlich ein Nomadenleben, scheuen jede feste Wohnung und ziehen Zelte oder hölzerne Hütten als Oubach vor, das sie oft eben so rasch verlassen als aufschlagen. Sie schaaren sich zusammen in Bänden unter die Herrschaft eines selbstgewählten Häuptlings, Königs oder Herzogs. Dieser Häuptling herrscht mit absoluter Gewalt, kennt keinen andern Willen als seinen eignen, der nur durch die Gebräuche der Bande und die Furcht vor seinen Unterthanen in gewissen Grenzen gehalten wird. Denn es geschieht nicht selten, daß sie sich zusammenvotten, über ihren Richter Gericht halten und ihn ohne Umsände und Gewissensscrupel hinrichten, wenn er ihnen nicht zusagt. Ein anderer Häuptling wird gewählt, und die Execution des alten schon am nächsten Tage vergessen, wenn nicht die christlichen Gesetze Gelegenheit finden, dazwischen zu treten. Doch das geschieht selten, denn die Zigeuner wissen ihre Verbrechen stets in den Mantel des Geheimnisses zu hüllen und sind überhaupt für das Böse mit einem Scharfsinn begabt, der wahrhaft unvergleichlich ist.

Daß die Zigeuner keine Religion haben, versteht sich von selbst; höchstens sind sie Ketzer, doch die Mehrzahl kennt weder Glaube noch Gesetz. Sie können weder lesen noch schreiben, wachsen auf ohne Unterricht und Grundsätze, und sind folglich zu Allem fähig.

Im Ganzen hat in Europa die Zahl der Zigeuner abgenommen; in Rußland, der Wolbau und Balachei werden sie wahrscheinlich mit den Eingebornen verschmelzen, denn sie gewöhnen sich dort schon nach und nach an feste Wohnplätze und staatliche Disciplin. Der Religion gegenüber indeß bleiben sie stets rebellisch, und wollen durchaus keinen Gott anerkennen.

Im südlichen Frankreich, an der Grenze von Spanien sind die Zigeuner noch ziemlich häufig Gäste, die trotz der Wachsamkeit der Behörden die Bewohner der Gegend durch Diebereien in Schrecken setzen und namentlich mit Leidenschaft Kinder stehlen, um sie zu Sektanzern und ähnlichen Künstlern zu erziehen.

Ein Bild ihrer Sitten zu entwerfen, ist der folgenden Erzählung aufbehalten, die in scharfen charakteristischen Zügen auf dem Hintergrund einer wahren Begebenheit neue, seltsame Eigenthümlichkeiten dieses Wandervolkes vor unsern Augen vorüberführt.

2. Der Schimmer.



eilig versammelt. Der den Wagen lenkende Greis, welcher Niemand anders war, als Se. Majestät Jai XXIV., warf

im Ranke des Waldes machten die Zigeuner Halt, in der Nähe des Hauses, das nach allen Anzeichen ein Schloß sein mußte. Dieses Schloß, dessen Thürmbach sie durch das Laub der Bäume schimmern sahen, schien für sie eine ungeheure Anziehungskraft zu haben. War es Furcht oder Hoffnung, was sie mit brennenden Blicken nach diesem Schloß schauerten? Was war zu thun? Weiter vordringen oder tiefer in die Berge zurückgehen? Der Rath ward

einem seiner Unterthanen die Zügel zu und sprang herab zur Erde mit einer Gewandtheit, die bei seinen Jahren und seiner Corpulenz in Verwunderung setzen mußte.

Der würdige Souverain näherte sich dem Portas, bei welchem die Aeltesten und die Räthe der Krone sich befanden, sprach leise, sie mit einem listigen Blick ansehend, und mit einer unbeschreiblichen Bewegung der Schultern auf das Gitterthor deutend: „Wer soll hineingehen?“

„Ein Weib muß es sein,“ entgegnete ein anderer Greis, der ehrwürdigste der Bande, „das ist sicherer, und die Weiber sehen besser.“

Die Männer murmelten leise untereinander. „Lars hat Recht,“ sprach der Hauptmann, mit dem Fuß stampfend, „die Frauen sind geschickter, und werden nicht so beargwöhnt als wir Männer. Kira, Du bist die jüngste und schlaueste, Dir gebührt der Auftrag. Was zu thun ist, weißt Du, zu sagen ist nichts darüber. Hältst Du den Ort für sicher und nutzbar für uns, so führe uns ein; sonst setzen wir unsern Weg fort.“

„Ich werde mit meiner Tochter gehen,“ bemerkte eine alte Frau mit rothem Turban, „zwei sind nicht zu viel.“ „Wohl gesprochen, Camarde, wenn Du Deine Hand mit im Spiel hast, bin ich ganz beruhigt. Uns hat Niemand gesehen, es ist einsam hier wie in der Wüste, wir gehen ins Dickicht zurück und halten uns dort verborgen, bis Ihr uns ruft. Das ist klug gehandelt und zugleich angenehm für uns, denn die Ruhe thut uns noth nach dem langen Marsch.“

„Das Faulthier!“ murmelte eine unglückliche Alte, die für rebellische Aeußerungen zu mehrstündigem Laufen verurtheilt worden war, „hat auf dem Wagen sich breit gemacht, der will müde sein?“

Der Hauptmann hörte nichts von diesem respectwidrigen Gesäusel, sondern ging mit den Andern vorsichtig ins Dickicht zurück, während Kira und Camarde (Stumpfnase), so genannt von ihrer Nase, deren Spitze sie eingebüßt, als sie sich einst zu dicht an die Schnitter wagte — während Kira und Camarde sich zu ihrer Mission vorbereiteten und auf das Gitterthor zuschritten.

In wenigen Minuten war der Waldweg wieder frei und keine Spur der Zigeuner mehr zu erblicken. Die Frauen warteten einige Augenblicke, gaben dann ihren Zügen einen Ausdruck von Schmerz und Erschöpfung und wandten mit erkünstelt schleppendem Schritt zum Thor hinein.

„Stütze Dich nur auf mich, Mutter,“ sprach Kira mit dem Tone zärtlicher Sorgfalt, doch mit fast erlöschender Stimme, „Du bist so hungrig, bist so weit gegangen. Vielleicht finden wir hier einen barmherzigen Menschen; Gott wird sich ja unserer erbarmen!“

Diese heuchlerischen Worte waren natürlich nur für die etwaigen verborgenen Zuschauer gesprochen. Man mußte auf alle Fälle Bedacht nehmen, und nichts regt so zum Mitleid an, als Aeußerungen des Leidens, die nicht für Zuhörer berechnet scheinen.

Die zwei Frauen gingen weiter in der Buchenallee des Parks, nach rechts und links sich umsehend, ohne etwas zu entdecken.

„Das ist das Schloß der verzauberten Prinzessin im schlafenden Wald,“ sicherte die alte Camarde.

„Vorwärts, und vor Allem seid still, Mutter!“ Die Allee hatte eine beträchtliche Länge, große Buchenlaubten mit Moosbänken, ländlichen Eischen und Stühlen waren zur Seite derselben sichtbar; die Zigeunerinnen betraten jede einzelne in der Hoffnung, Jemand zu finden, doch vergebens. Schon hatten sie darauf verzichtet, im Garten ein lebendes Wesen zu finden und wollten gerade auf das Haus zuschreiten, als bei der letzten Wendung der Allee eine Laube, größer und stattlicher als die andern, ihre Aufmerksamkeit erregte.

Dieses Cabinet, wenn wir diesen Namen brauchen dürfen, war den Strahlen der Sonne unzugänglich, so dicht hatten die grünen Zweige sich zum Dache gebüßt. Rosen und Geißblatt verbreiteten einen süßen Duft in dem lieblichen Raum, welchem ein in ein Marmorbasin fallender Wasserstrahl die Kühlung erhielt. Die Vögel in den Gebüschern sangen weiter ihre Freudenlieder, als suchten sie das Geplätscher der Fontaine zu überstimmen.

In diesem grünen Salon, auf einem Mooscanapé, das an Weichheit und Fülle ein Polster von grünem Sammet besahnte, lag ein schöner Knabe von 4 Jahren, mit blonden Locken und dunklen Augenwimpern, im süßen, festen Schlaf der Kindheit. Er war nur mit einem langen gestickten Nachgewand bekleidet, das blaue Schleifen schmückten; die kleinen rothigen Füßchen hatten sich unter dem Saum hervorgebrängt, der Kopf ruhte auf einem der nackten Arme. Man glaubte einen Engel zu sehn, oder das erste Menschenkind des Paradieses.

Dem Knaben zur Seite lag ein kleiner Hund mit langen weißen Seidenhaaren, schwarzer Schnauze und schlanken Beinchen. Auf seinem Kopf war aus seinen schönen Seidenhaaren mit rosa Schleifen eine Art Toupet gebildet, und um seinen Hals ein gleichfarbiges Band geschlungen. Während sprang der Hund auf, den Fremden entgehend, doch diese bedurften keines Wortes, sich zu verständigen. Das Mädchen warf dem treuen Thiere ihre Schürze über den Kopf, und drückte es fest an sich, sein Vellen zu verhindern, während die Alte das Kind leise und geschickt, ohne es zu erwecken, von der Nasenbank nahm und mit ihrer schönen Beute zum Park hinaus dem Dickicht zuwies, wo sie ihren Genossen ein Zeichen gab, unverzüglich nach der Felsenhöhle aufzubrechen.

Das Alles geschah viel rascher, als es erzählt werden kann. Die beiden Diebinnen flohen mit der Geschwindigkeit gejagter Rosse der Bande nach, kein Wort wechselnd, bis sie im Schutz der Felsenhöhle sich sicher befanden; nur der Wagen mit der alten Jora war draußen geblieben, deren ehrliches Gesicht alle Verfolger täuschte.

„Was bringt Ihr uns denn da?“ rief Jori jetzt den beiden Weibern entgegen.

Kira ließ den kleinen Hund, den sie beim eiligen Lauf halb ersüßt, auf die Erde fallen.

„Das lohnt die Mühe! wahrhaftig!“ rief der König mißvergnügt, „ein bloßes Spielzeug ist das; habt Ihr weiter nichts!“

„Weiter nichts!“ wiederholte die alte Camarde, den Knaben aus den Lumpen wickelnd, die sie rasch über ihn geworfen, da er, erwachend, einen leisen Schrei that. „Weiter nichts? Was sagt Ihr dazu?“

„Ei! Beim Barte meines Vaters, ein schönes Kind! Camarde, mein Schatz, Du bist das köstlichste Frauenzimmer, das ich kenne.“

„Wirklich!“

„Ich gewähre Dir Alles, was Du begehrst!“

„Versprecht Ihr mir das?“

„Ich verspreche es Dir. Einen größern Dienst hättest Du uns nicht erweisen können; der Junge wird unser Glück machen.“

„Ihr Alle seid Zeugen, daß Jori mir versprochen hat Alles zu gewähren, was ich fordere?“ fuhr die Alte fort, ohne sich irre machen zu lassen.

„Wir können's bezeugen!“



„Ei, beim Barte meines Vaters, ein schönes Kind!“ (Seite 334.)

„Nun, Jori, so versprich mir, meine Tochter Moira zurückzurufen, versprich mir, sie der vornehmen Beschützerin wegzunehmen, die mich um ihre Liebe betrügt; ich will sie wieder um mich haben.“

„Du bist eine alte Närrin, Camarde; Deine Tochter liebt Dich nicht mehr, Du weißt es. Sie ist dort besser aufgehoben, laß sie da, es ist besser für Dich und für sie.“

„Ich will sie wiederhaben.“

„Nun so nimm sie, alte, eigensinnige Here; aber bei mir beklage Dich nicht, ich werde Dich nicht anhören.“

„Ich weiß schon, wie's kommen wird, Mutter,“ bemerkte Kira sehr übel gelaunt, „sie wird mich verdrängen, sie wird neue Kleider haben müssen, und Lächer, und Ketten, das Goldkind — als ob wir etwa Ueberfluß hätten.“

„Nichts wird sie haben müssen, ich siehe dafür.“

„Schon gut, reden wir nicht mehr davon. Wie wird's mit unserer Beute, wer pflegt das Kind?“ sprach der Häuptling.

„Ich, ich!“ riefen die Weiber im Chor.

„Wahrscheinlich doch wir,“ entgegnete Camarde. „Wer hätte denn ein Recht dazu, wenn nicht wir, die wir das Kind mit Lebensgefahr gestohlen haben?“

„Es ist billig, daß Ihr das Kind behaltet; es soll Euch bleiben!“

„Ich mußte das, Jori ist gerecht.“

Das arme kleine Wesen, welches die Ursache dieses Wortwechsels war, hatte die Augen noch nicht geöffnet, wahrscheinlich aus Furcht. Denn gleich nachdem es den ersten angstvollen Schrei ausgestoßen, war es geknebelt worden, und blühte sich jetzt, als es frei war, laut zu schreien. Es begnügte sich still zu weinen, und unter leisem Schluchzen unaufhörlich: „Mama! Mama!“ zu rufen.

Camarde hatte den Knaben auf die Erde gelegt; das Hündchen trock zu ihm, verbarg sich unter sein langes Kleid, nur mit dem Kopfe hervorstuckend und zähnefletschend die fremden Leute anknurrend.

„Schweig, Hund!“ rief der Häuptling unmutig, „man versteht sein eignes Wort nicht.“

Der Kleine liebkoste jetzt seinen treuen Gefährten und flüsternte ihm ins Ohr: „Nada, wir wollen nach Hause gehen, Edmund fürchtet sich sehr.“

„Wie schön er ist!“ rief begeistert Camarde. „Dieses Haar! Diese Augen! Diese weiße, zarte Haut! Die kleinen Füße und Hände! Wie schön gebaut ist er — wie zierlich die Glieder! Er wird gut lernen und uns ein schönes Geld einbringen. Aber ich will ihn nach meiner Art ziehen; schlagt ihn nicht, schnauzt ihn nicht an, er würde krank werden und sterben davon, und wir hätten nichts. Ich will schon mit ihm reden — mich wird er lieb haben, der kleine Schlingel. Wie heißt Du, mein Herzchen?“ fragte die Alte ihn auf französisch.

Der Knabe, nur an das Patois gewöhnt, das in Mousillon gesprochen wird, schien sie nicht zu verstehen. Dreimal wiederholte Camarde ihre Frage, dreimal folgte dasselbe Schweigen.

„Er versteht die Sprache nicht; sonderbar, wir sind doch schon in Frankreich.“ Sie richtete dieselben Worte spanisch an den Knaben, doch ohne bessern Erfolg.

„Vielleicht versteht er nur das Rauberwälsch der Gegend hier. Ich muß mich besinnen — so ist's — wie heißt Du, mein hübscher kleiner Junge?“

„Ich heiße Edmund.“

Seine Stimme war so leise und von Schluchzen unterbrochen, daß die Alte Mühe hatte ihn zu verstehen.

„Edmund also — und wie weiter?“

„Ich weiß nicht.“

„Wie heißt Dein Papa und Deine Mama?“

„Herr Graf und Frau Gräfin.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts.“

„Und Dein Hund?“

„Nada heißt mein Hund.“

„Nada; gut, ein spanischer Name, das ist doch schon ein Fingerzeig. Aber kleiner, warum drückst Du denn die Augen so fest zu, hast Du denn Furcht?“

„Ja!“

„Fürchte Dich nicht. Wir meinen's gut mit Dir, werden Dir nichts zu Leide thun; Du sollst Alles haben, was Du willst.“

„Geht meine gute Nanny holen.“

„Gleich werden wir sie holen — aber mache die Augen auf.“

„Ich kann nicht.“

„Warum?“

„Weil ich nicht kann.“

„Ei, das wollen wir doch sehen — doch nein — später. Sage mir, kannst Du schon etwas?“

„Nein. Ich möchte zu Mama.“

„Kannst Du tanzen?“

„Ach nein!“

„Aber singen?“

„O ja, viele Lieder.“

„Ist Dein Hund gut abgerichtet, kann er Kunststücke machen?“

„Er kann mich führen.“

„Wie denn — führen?“

„Er führt mich überall hin.“

„Kannst Du denn nicht allein gehen?“

„Nein. Weil ich nicht sehe.“

„Du bist blind? Barmherziger . . .!“

„Ja!“ antwortete der Kleine leise stiernd, das Köpfchen unter dem Arm verbergend, wie der Vogel das seine unter dem Flügel.

Ein schallendes Gelächter hallte in der Höhle wieder und versetzte die beiden Diebinnen in Wuth.

„Ein köstlicher Fund!“ spottete der Eine.

„Der wird uns ein schönes Geld einbringen!“ höhnte der Andere.

„Führe ihn fort, Camarde,“ befahl endlich der König.

„Es lohnt nicht, um ihn die Galerien zu riskiren; wir wollen uns, wie unser erster Plan war, nach Perpignan auf den Weg machen. Den Hund behalten wir, daß wir doch Etwas haben. Das lohnt die Mühe — wahrhaftig — wir sind gründlich angeführt.“

„Nicht so hastig, Jori, nehmt Eure Gedanken zusammen — ich bleib doch dabei, das Kind ist eine Goldgrube für uns,“ freischte die Megäre.

„Die Alte ist vernarrt in den Jungen,“ bemerkte ein noch jugendlicher Gitano.

„Nun, Moße Bei, Ihr thut so gar klug und verächtlich, wahrscheinlich, weil Ihr einmal in Paris gefessen habt und in Griechenland beinahe wäret gehangen worden. Seht ihn doch an, Ihr junger Klugschnebel, ist er nicht hübsch, ist er nicht rührend? Und Ihr bildet Euch ein, das Kind wird bei guter Unterweisung nicht Geld verdienen? Mehr als Ihr das ganze Jahr zusammenfehlt, verlaßt Euch darauf. Die Frauen, die Mütter werden bezaubert sein von ihm; wenn er ankommt mit seinem Hunde und dem Tambourin, werden sie ihm geben was er verlangt.“

„Sie kann Recht haben,“ murmelte der Hauptmann.

„Und wenn er singen wird —“ fuhr Camarde ermutigt fort — „es wird sein als länge ein wahrhaftiger Cherubin. Alle Frauen werden närrisch sein nach dem Kinde, ich gebe Euch mein Wort — es wird dennoch unser Glück machen.“

„Wenn wir ihn zeigen, werden die Leute ihn erkennen.“

„Werden wir ihn hier zeigen?“

„Was sollen wir in dieser Sache thun?“

„Was wir schon hundertmal um weniger schätzbare Waaren gethan haben. Wir gehen gleich durch den Gebirgspas nach Spanien hinüber, und entfernen uns durch Eilmärsche so weit als möglich von der Grenze. Während sie uns dann hier nachspüren, gehen wir an einer andern Stelle wieder nach Frankreich zurück. Der Plan ist kühn, aber gut. Wir wenden uns nach Lyon, dort sind wir sicher, denn es ist weit von hier.“

3. Edmund.



roß dem unzufriedenen Gemurmel Einzelner ging Alles nach dem Vorschlag der alten Camarde. Der widerstandslose Edmund ward nach der Reihe von allen Frauen der Bande getragen, so fest in einen groben Mantel gewickelt, daß das schmerzhaft Reiben des starren Stoffes an den zarten Armen des Kindes diesem noch heißere Thränen auspreßte. Nada war schon schwerer zu unterjochen; er bellte, biß und heulte; alles Schlagen half nichts, und

so ward ihm denn ein Maulkorb angelegt. „Der Trockspoff!“ brummte ärgerlich Seine Majestät. „Wenn er nicht bald ruhig wird, schlag ich ihn todt.“ „Das wirst Du nicht, Hauptmann, wir brauchen ihn.“ „Ei ja, richtig, für das Wachspüppchen. Ich frage doch, was die Eltern denn damit hätten machen sollen? Sie werden froh sein, daß sie die Last los sind, und nicht daran denken, ihn noch zu suchen.“

„Joi, Du bist nicht Mutter, Du verstehst das nicht,“ sagte eine junge Frau. Das Muttergefühl ist auch in diesen für alle andern höhern Gefühle unzugänglichen weiblichen Wesen der warme, lichte Punkt im Herzen, obgleich sie von den Pflichten einer Mutter keine größere Ahnung haben, als die Löwin, die für ihre Jungen auf Beute lauert. Wie glücklich sind wir, die wir eine Mutter besaßen oder besitzen, deren Lehre und Beispiel uns zu Gott führt, in deren Liebe uns vom ersten Athemzug an die Liebe Gottes in ihrer Herrlichkeit, Tiefe und Milde entgegen tritt.

Die Zigeuner, jetzt auf spanischem Boden angelangt, schlugen am späten Abend in der Nähe eines von der Grenze weit entfernten Dorfes am Ufer eines Flusses ihre Zelte auf. Klüglich hatten sie diese späte Zeit gewählt; so blieben sie die Nacht über ungestört, und erst am Morgen wurden die Dorfbewohner mit Staunen gewahrt, welche Gäste neben ihnen sich einquartirt. Nicht ohne Besorgniß blickte man auf den unverhofften Besuch, und der Alcade des Ortes ward abgeschiedt, die Pläne der Eindringlinge so gut als möglich zu sondiren.

Der schlaue Joi hatte das vorausgesehen und sich auf ein Examen vorbereitet. Edmund und Nada, im Wagen verpackt bei den hündischen Acteurs der Bande und einem Knaben, dem Lehrer der Hunde, waren unsichtbar gemacht worden. Uebrigens hielt die Bande sich unter den Waffen, d. h. sie stückten und polirten Kessel, oder banden die Köpfe einiger kühnen Bäuerinnen, die ihnen dieselben zu diesem Behuf überbracht. Edmund hatte zwar anfänglich schreien wollen, doch als man ihm einen Knebel in den Mund steckte, vor dem er großen Abscheu empfand, versprach er ruhig zu sein. Nada hatte sich zu seinem kleinen Herrn gedrängt, fest entschlossen, ihn gegen alle Unbill zu verteidigen, doch als er sah, daß Niemand dessen Ruhe störte, verhielt auch er sich still.

Der Alcade, an die Gebräuche der Gitanos gewöhnt, zeigte ihnen nicht das geringste Mißtrauen, sondern fragte mit größter Unbefangenheit, woher sie kämen, wohin sie gingen, ob sie gute Geschäfte gemacht u. s. w., Fragen, welche der Hauptmann ruhig beantwortete.

Er sagte, sie kämen von Vittoria, gingen nach einem kleinen Flecken, um dort die Tochter einer ihrer Frauen abzuholen, und wollten dann wieder nach dem Norden von Frankreich. Sie wären mit dem Ertrag ihres Gewerbes zufrieden. Die Hundekomödie und ihre andern Kunststücke zogen die Leute an, und der Hauptmann bat daher auch um nichts weiter, als daß der Alcade gestatten möge, hier im Dorfe ihre Talente zu zeigen.

„Gut, meine Herren,“ erwiderte dieser. „Es wird uns angenehm sein. Aber seht nicht anderer Leute Eigenthum für das Eure an, bekümmert Euch mehr um Eure Taschen als um unsere und glaubt nicht, daß wir hier ohne Schutz sind. Das Dorf ist sehr bevölkert, dort das Schloß hat auch eine gute militairische Besatzung, und wir würden Euch also die Lehre vom Mein und Dein wohl beibringen können, die Euer Stamm unglücklicherweise so leicht vergißt.“

Joi machte die höflichsten Verbeugungen und beschwor Seine Herrlichkeit, sie nicht nach den schlechten Gewohnheiten anderer Gitanos zu beurtheilen; sie seien Muster von Redlichkeit und guter Aufführung. „Ich habe nicht einmal eine Knute unter meinen Geräthschaften,“ schloß der Hauptmann seine Rede, „daraus können Sie schließen auf die Sanftmuth meiner Lämmer.“

Der Alcade lächelte; er wußte aus Erfahrung, was von den Vetheuerungen der Gitanos zu halten sei, bat sich jedoch eine Gratzvorstellung aus, um über die Kunstleistungen der Menschen und Thiere urtheilen zu können, ehe er die Productionen öffentlich gestattete.

Das Vergnügen ward ihm auch keineswegs verweigert, sondern die Truppe der vierfüßigen Schauspieler aus dem Wagen genommen, mit Ausnahme des hurrnden Nada, das verschiedene Costüm in Ordnung gebracht, das Theater aufgeschlagen und Alles mit größter Geschwindigkeit vorbereitet, so daß der Vorhang jeden Augenblick aufgezo-gen werden konnte.

Unterdessen ging der Alcade im ganzen Lager umher, ohne daß Jemand ihm zu wehren wagte. Er trat in die Zelte, untersuchte und prüfte Alles, fragte nach der Abkunft aller

Sachen und wiederholte ohne Aufhören, trotz Joi's Bekräftigung des Gegentheils: „Mein werther Monarch, unmöglich könnt Ihr all die Reichthümer auf ehrliche Weise erworben haben!“ wobei wir aber bemerken müssen, zur Steuer der Wahrheit, daß die besagten Reichthümer wirklich nur aus Lumpen bestanden.

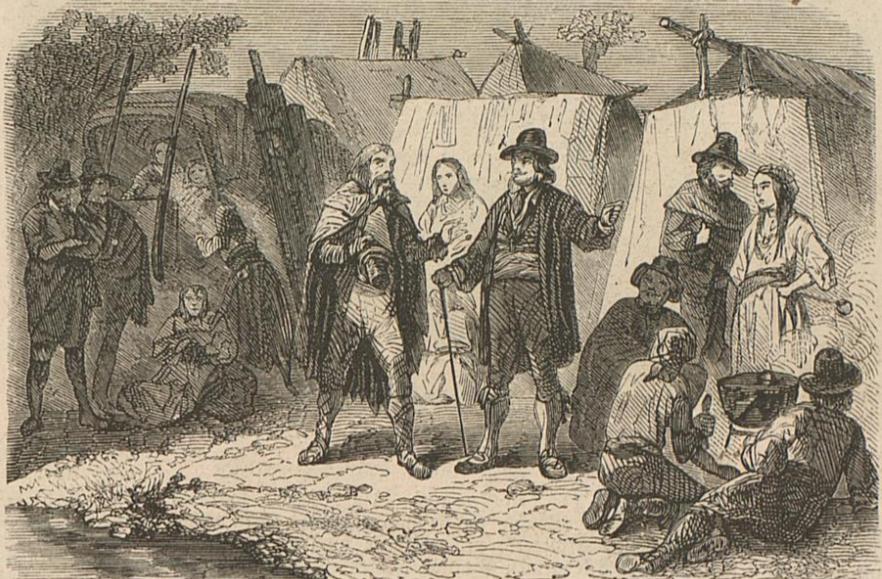
Endlich näherte der Alcade sich dem Wagen, und musterte, mit dem Kopf sich vorwärts neigend, dessen Inhalt, was Nada durch ein Bellen sogleich signalisirte. Der Moment war in der That kritisch und versetzte den Monarchen der Gitanos doch einigermaßen in Schrecken.

„Hierher ziehen sich immer unsere Schauspieler zurück, Herr Alcade,“ sprach er halb scherzend, „hier sind ihre Coulis-sen und ihr Foyer.“

„Mich dünkt, Einer ist noch zurückgeblieben?“

„Ja, das ist ein Lehrling, der noch nicht würdig ist, sich vor den Herrschaften mit seinen Künsten sehen zu lassen; dann ist auch noch ein krankes Kind drinnen. Seine Mutter legt's immer hier hinein, weil es hier ruhiger und behaglicher liegt.“

Einige Minuten vergingen, während welcher der Alcade seine Untersuchung fortsetzte. Kira, die den „Herrschaffen“ gefolgt war, machte endlich mit kühnem Entschluß der peinlichen Lage ein Ende, und rief, sich zwischen die Dorfobrigkeit und den Wagen drängend: „Mein Kind schläft, Herr, und



„Ich habe nicht einmal eine Knute unter meinen Geräthschaften,“ schloß der Hauptmann seine Rede. (Seite 335.)

braucht Schlaf sehr nöthig. Sehen sie nicht so lange hinein, der verdammte Hund bellt sonst ohne Aufhören und weckt es auf.“

Die würdige Tochter der Camarde sprach diese Worte mit so wohl gespielter mütterlicher Angst, die Unruhe malte sich so unverkennbar in ihren Zügen, daß der Alcade nicht zweifelte. Er machte ein Zeichen mit der Hand, wie um sie zu beruhigen, und zog sich zurück.

Das Schauspiel nahm jetzt seinen Anfang und fiel sehr befriedigend aus. Die Hunde tanzten und spielten ihre Rollen mit lobenswerther Geschicklichkeit, der Alcade war entzückt und versprach für den Abend ein zahlreiches Publicum, da er natürlich nicht unterlassen würde, die Vorgänge der Komödie im Dorfe zu rühmen.

Joi empfing dieses Lob mit der würdevoll stolzen Bescheidenheit eines Theaterunternehmers oder Autors, der bez Erfolges gewiß ist.

„Sonst besaßen sich meine Stammgenossen gewöhnlich nicht mit diesem Geschäft,“ sprach er mit Selbstbewußtsein, „aber da ich mich ehrlich durch die Welt bringen will und ver-lange, daß meine Unterthanen dasselbe thun, habe ich diese Hundekomödie erfunden, und bin ganz zufrieden damit. Sie trägt mir mehr ein als der Diebstahl, der doch einmal ver-boten ist.“

Der Abend brachte den Gitanos wirklich ein „volles Haus“, großen Beifall und bedeutende Einnahme in jeder Hinsicht, denn außer dem freiwillig gegebenen Eintrittsgelbe vergaßen viele Zuschauer ihre Taschentücher, Dosen, Fächer, ja sogar Schmuckstücken u. dgl.

Die Bande brach zu größerer Sicherheit über Nacht auf und schickte sogar, ehe sie in dem Flecken anlangte, wo Camar-de's Tochter aufhielt, einen gewandten Boten mit den eroberten Gegenständen nach Barcelona, wo man später einige Zeit zu bleiben dachte.

Durch Vermittlung gleichgesinnter Fehler, deren die Gitanos in vielen Städten hatten, gelang es ihnen fast immer, den Klauen der gefürchteten Polizei zu entgehen und straflos die Früchte ihres Diebstahls zu genießen.

Der kleine Edmund war, nachdem er tausendmal unter Thränen seine Mutter und seine Bonne gerufen, leidensmüde endlich eingeschlafen. Er verstand von seinem Schicksal nichts, da seine Blindheit ihm das Erkennen desselben ersparte. Er vernahm die Pflege, die Liebesföngungen, an die er gewöhnt war, er vernahm den Rosenduft, das Blätschern der Fontaine, sein weiches Bett, die schönen, süßen Märchereien. Aber da er noch immer Nada's sibirischen Kopf fühlte, glaubte er nicht Alles, was ihm jetzt fehlte, auf immer verloren zu haben. Es war wohl nur eine kurze Abwesenheit, warum sollte er denn nicht wieder zu seiner Mama, zu Nanny und den Rosen kommen? Der Gedanke einer ewigen Trennung hatte in der erfahrungslösen Kinderseele keinen Raum.

Edmund war ein von der Natur reich begabtes Kind. Die Vorziehung schien ihm durch unsägliche Schönheit und reichen Geist den Mangel des Auges ersetzen zu wollen.

Von einer engelhaften Mutter erzogen, gehütet von einer liebevollen Bonne, hatte in seinem Wesen schon frühzeitig sich der Adel der Gefühle und wahre Frömmigkeit entwickelt. Er

betete oftmals täglich zur Jungfrau und dem Jesuskinde, ja, er plauderte mit ihnen, wenn man so sagen darf.

Er hatte gelernt, sie zu lieben, sie über Alles zu verehren, und er, für den Alles Ideal war, gestaltete sich das Bild der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes nach dem Bedürfnisse seines Kindesherzens. Er konnte ja seine eigene Mutter so wenig sehen als den lieben Gott, und eben deshalb trat er ihm näher. Für dieses Kind war Alles mit dem Zauberschleier des Geheimnisses verhüllt, die ganze Natur war ihm ein süßes Märchen, dem er ahnend lauschte. Von ihm konnte man in Wahrheit sagen: Er glaubte blind!

Am Abend, als das Publicum seinen Enthusiasmus durch lärmenden Beifall kund gab, verzehrte Edmund, im Wagen sitzend, weinend ein Stück Schwarzbrot, in Milch getaucht, das er, wie einst seine feinere Kost, mit Nada theilte.

„Armer Nada,“ sprach er mit unterdrücktem Seufzen, „ach, wann werden wir wieder zu Mama und Nanny kommen? Nun, wie der liebe Jesus will! Aber ich muß artig sein hier, damit mir die Leute nicht den häßlichen Knebel in den Mund stecken.“

Nach beendeter Mahlzeit versuchte er niederzuknien, was ihm auf dem unbekanntem Terrain schwer ward, besonders da er, mit den Füßen sich in das lange Nachtleid verwickelnd, fiel.

Er erhob sich jedoch wieder und faltete seine Hände zum Gebet. Wie er so mit erhobenen Armen und aufwärts gekehrtem Gesicht im Dunkel des Wagens kniete, hätte man ihn, trotz der bizarren Umgebung, für einen Engel des Himmels halten können, der für die Sünden der Menschen betet und sich zur Sühne darbietet.

„Ich will jetzt schlafen, Nada,“ sprach nach beendeten Gebet der Knabe, „schlaf Du auch. Morgen kommen wir vielleicht wieder in unser Haus zurück, zu der lieben Mama, die Gott segnen mag! Ach, sie wird wohl betrübt sein. — Lieber Jesus, laß sie nicht zu sehr sich grämen, daß sie nicht krank wird, wie im vergangenen Jahre, wo sie immer sagte, sie wolle sterben und zu Papa gehen, und ich würde dann eine Waise sein. Ich bin vielleicht jetzt schon eine Waise!“

Edmund sagte oder dachte vielmehr das Alles laut in dem Patois seines Landes, dem es keineswegs an einem gewissen Wohlklang fehlt und der in diesem kindlichen Munde wahrhaft unwiderstehlich wurde. Ein Herz von Stein hätte dazu gehört, dieses Kind ohne Erbarmen zu betrachten, doch unglücklicher Weise war er in die Hände gemeiner Creaturen gefallen, in denen die Stimme der Gewinnucht jede andere übertaubte, und sein Geschick konnte sich in dieser Umgebung nach menschlichem Ermessen nicht anders als tragisch gestalten.

Er richtete sich, mit seinem treuen Hüter an der Seite, so bequem als möglich zum Schlafen ein. Er küßte das Medaillon, das er an einer Schnur von den Haaren seiner Mutter am Halse trug, und welches ein Bild der heiligen Jungfrau enthielt. Ein anderes kleines Medaillon, das nach beiden Seiten zu öffnen war, auf einer Seite das Bild eines schönen Mannes in militairischer Kleidung, auf der andern eine hübsche Frau, mit der spanischen Mantille verhüllt, zeigte, trug er ebenfalls bei sich. Er nahm diesen seinen Schatz in seine kleine Hand und schloß ein.

Am Mitternacht ward die Bagage gepackt, die Schauspieler wieder auf ihr Stroh gelegt, und Kira setzte sich zu dem Knaben in den Wagen. Er sprach nur einige unverständliche Worte halb im Traum, und schlief wieder ein.

Als am nächsten Morgen die Dorfbewohner erwachten, waren die Gitanos bereits fern.

4. Moira.



angsam für die Ungebuld der Camarde ging die Reise von Statten, und erst spät am Abend gelangte die Bande zu dem Flecken, wo jene ihre Tochter verlassen, die sie jetzt wieder mitzunehmen gedachte. Hestig schlug ihr Mutterherz bei dem Gedanken, ihre Moira, ihre Jünglingsgeborne, wieder zu finden, dieses Kind der Schmerzen, das sie seit seiner jarten Kindheit nicht gesehen. Der Mann der Camarde, ein Zigeuner, war von der Douane aufgegriffen worden, da er englische Waarenballen nach Frankreich hinüberschmuggeln wollte, ein Vergehen, welches zu damaliger Zeit die Gesetze sehr streng rügten. Es entspann sich ein Kampf; der Zigeuner erhielt einen Degenstoß in die Brust, rettete sich dem ohngeachtet, floh nach Spanien, schleppte sich bis zu dem Flecken, wo er sein junges Weib mit der ältesten Tochter gelassen, die damals 18 Monate alt war. Er fand sie bei dem Fehler der Bande, kämpfte und röthelte noch eine Nacht und starb beim ersten Strahl des Morgenrothes.

Der Helfershelfer der Gitanos behielt die Camarde, die damals noch jung und hübsch war, aus Mitleid mit ihrem Unglück, zwei bis drei Wochen bei sich; doch die Bande war schon weit fort, es war fraglich, ob und wann sie wiederkehrte; der würdige Mann verdiente keinen rothen Heller von den Leuten, er fürchtete sich auch nicht vor ihnen, ward endlich der Barmherzigkeit milde und setzte eines Abends Mutter und Tochter vor die Thür.

Das Wetter war fürchterlich. Wind und Regen jagten die Vorübergehenden schneller als gewöhnlich durch die Stra-

hen; die arme Frau hatte kein Obdach, kein Brod; auf einem Pressstein sitzend weinte sie still vor sich hin, ohne Jemandes Mitleid anzuflehen, und murmelte nur manchmal leise vor sich hin: „Was soll aus mir werden?“

Eine schwarz gekleidete, verschleierte Dame, von einem Diener begleitet, ging vorüber und hörte den leisen Klage-laut der beiden Stimmen.

„Was fehlt Euch, arme Frau?“ fragte die Dame, indem sie bei der Unglücklichen stehen blieb.

„Ach, Madame, wir haben kein Obdach, keine Speise, ich und meine Tochter.“

„Wer seid Ihr, woher kommt Ihr?“

„Ich bin eine Gitana, Madame, ich will es nicht verhehlen, mein Mann ist gestorben, mein Stamm ist weit fort gezogen, ich weiß nicht wohin, ich habe keinen Freund, keinen Beschützer auf der Erde.“

„Kommt mit mir, gute Frau. Mein Haus ist beschränkt und einfach. Wie Ihr habe ich meinen Mann begraben, wie Ihr bin ich verlassen und verstoßen. Man soll wenigstens von mir nicht sagen können, daß ich das, was die Vorsehung mir gab, nicht mit den Leidenden theile.“

„Aber — Madame . . .“ bemerkte der Diener mit bedeutungsvollem Blick auf die Zigeunerin.

„Laß nur, Joseph, man muß dem Unglücklichen helfen ohne Ansehen der Person, ohne zu fragen, ob sie es verdienen, denn was wäre sonst Barmherzigkeit? Und ist das nicht gerade der Weg, die Verirrten zu Gott zurückzuführen, ist es nicht Sein Wille, daß wir ihnen die Hand reichen?“

„Aber — eine Gitana — Madame!“

„Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, sprach unser göttlicher Meister. — Komm Joseph.“

Die Dame, eine französische Emigrirte, Namens Gräfin von Saint-Pierre, nahm also die Zigeunerin mit sich, an deren Rock die kleine Kira sich weinend hing. Joseph schritt mißmuthig voraus, öffnete, an Ort und Stelle angelangt, die Thür des bescheidenen Häuschens und ließ seine Herrin mit ihrem ihm höchst widerwärtigen Gefolge eintreten. Er verriegelte und verbarbicaderte die Thüren und Fenster doppelt und dreifach und nahm sich vor, wohl auf der Hut zu sein.

Der Graf Saint-Pierre war während der Schreckenszeit in Toulouse hingerichtet und seine Wittve durch Joseph, ihren alten Diener, gerettet worden. Er floh mit ihr nach Spanien, wo sie sich ansiedelte. Durch den Verkauf ihrer Diamanten und mit Hilfe einer geretteten Gelbhumme gründete sie sich einen bescheidenen Wohlstand und lebte in tiefer Zurückgezogenheit mit ihrem treuen Diener, in Werken der Barmherzigkeit ihr Glück findend.

Aus dem mit der Zigeunerin angestellten Verhör ersah die Gräfin zu ihrer Freude, daß dieselbe nicht so verderbt sei, als sie geglaubt, und erbot sich, sie bei sich zu behalten unter der Bedingung, daß sie in der christlichen Religion sich unterrichten und sich selbst und ihre Tochter taufen lasse.

Die Camarde versprach es, und schon am nächsten Morgen begann die Gräfin ihr gutes Werk. Sie sorgte für das leibliche und geistige Wohl der Gitana und ihrer Tochter und brachte es bald dahin, daß Beide das heilige Sacrament der Taufe in der Kirche empfingen.

In dieser Zeit erblickte die zweite Tochter der Camarde das Licht der Welt. Frau von Saint-Pierre war Pathe und gab dem Mädchen den Namen Marie, woraus die Mutter, mit dem den Zigeunern eigenen Sinn für Wohlklang, „Moïna“ machte. Das Kind war sehr lieblich und gedieh vortreflich, doch kaum waren 6 Monate vergangen, als seine Mutter, gefoltert von dem Nomadenblut in ihren Adern, daran dachte, ihre Wohlthäterin zu verlassen. Eine Gitanobande kam durch den Ort, die Camarde sah sie, hörte ihre Aufforderungen sehnsüchtig mit an, ließ sich endlich verlocken und benachrichtigte die Gräfin alsbald von ihrem Entschluß. Diese war schmerzlich betroffen, suchte durch Versprechungen und Vorstellungen sie zurückzuhalten, doch vergebens.

„Kira nehme ich mit mir“, sprach die Camarde, „aber weil Sie so gut zu uns gewesen sind, lasse ich Ihnen Moïna noch ein Paar Jahre.“

„Ihr müßt mir versprechen, sie mir auf immer zu lassen. Ich möchte doch wenigstens eine Seele retten.“

„Ich lasse sie Ihnen bis zu sieben Jahren, länger nicht. Ich werde mein eigenes Fleisch und Blut nicht Fremden überlassen.“

Frau von Saint-Pierre bat und flehte so innig, stellte der Zigeunerin so vortheilhafte Bedingungen, daß die Mutter, die dem Heidenthume noch bedeutend näher stand, als dem Christenthume, sich verpflichtete, die Kleine der Gräfin so lange zu lassen, als diese Spanien bewohnen würde; sobald Frau von Saint-Pierre wieder nach Frankreich oder zu ihrer Familie zurückkehre, forderte die Camarde jedoch ihre Tochter wieder. Die emigrirte Dame ging auf diese Bedingung gern ein, die ihr sehr illusorisch erschien, da keine politische Wahrscheinlichkeit vorlag für die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie, ohne welche die Gräfin Frankreich nicht betreten wollte.

Nachdem dieses Abkommen getroffen und von Camarde unterzeichnet war, machte sich diese mit ihrer Tochter Kira auf den Weg, in Begleitung der Zigeunerbande, deren Chef Joi war.

Häufig, wenn die Bande in jene Gegend kam, besuchte Camarde ihre Wohlthäterin und Moïna, welche unter der Obhut ihrer Pathe zu einem schönen verständigen Mädchen aufwuchs, welches von der Mutter mit nicht geringem Stolz betrachtet ward. Ihr einziger Wunsch, ihr höchstes Streben war, das schöne lebenswürdige Kind, dessen Mutter zu sein sie sich rühmte, um sich zu haben.

Als die geschichtlichen Ereignisse zu ihrem Ohr drangen, als sie vernahm, daß Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter bestiegen, rief sie begeistert: „Herzlich! herrlich! Nun bekomme ich meine Tochter wieder!“

Kira war eifersüchtig auf ihre Schwester. Die Be-

dauernwerthe besaß keine der Eigenschaften, welche ihre Schwester so liebenswerth machten. Von der Natur vernachlässigt, ohne Erziehung aufgewachsen, hatte sie ihre christliche Taufe längst vergessen, ja verläugnet, schalt die Mutter, wenn diese ihre Liebe zu Moïna aussprach, und nahm sich vor, für die Zurücksetzung sich zu rächen.

Fr. v. Saint-Pierre dagegen liebte ihre Pflgetochter nicht minder, als deren eigene Mutter. In dieses Mädchen hatte sie die Hoffnung ihrer Zukunft gesetzt, und der Gedanke, dieses, ihr Kleinod, in den Händen der Camarde, es dem wüsten, verbrecherischen Treiben einverleibt zu wissen, erregte ihr tödtlich: Angst.

Sonderbarer Weise theilte Moïna diese Furcht nicht. Ihre junge Phantasie fand Wohlgefallen an der Vorstellung, daß Gott sie vielleicht aufersehen, ihre Mutter, ihre Schwester, die ganze Horde jener verirrtten Geschöpfe zu ihm hinzuführen. Sie dachte daran wie an eine heilige Mission und sprach darüber in diesem Sinne zu ihrer Schwesterin.



„Unmöglich! Noch ist nichts vorbereitet, ich reise erst in 14 Tagen ab.“ (Seite 336.)

„Wenn ich Dich verlassen muß, theure Pathe, so ist es der Wille der Vorsehung, welche mich zu einer großen, schönen Bestimmung auserkoren, wozu sie auch die Kraft mir geben wird. Die armen Gitanos kennen nichts als die Gebräuche ihrer Väter und sündigen gewiß nur aus Unwissenheit und aus Gewohnheit des Bösen. Ich will ihnen sagen, was sie noch nicht wissen. Ich werde sie in den Lehren der erhabenen Religion unterrichten, die ihnen Kraft geben wird, das Leiden ihrer Armuth zu tragen, ohne zu Diebstahl und Verbrechen ihre Zuflucht zu nehmen. Es gelingt mir gewiß, ich weiß es, und glücklich wäre ich schon, könnte ich auch nur meine Mutter retten, meine Mutter, die so gut zu mir ist, die mich so lieb hat!“

Die Gräfin setzte solchen Reden keinen Widerspruch, sondern stieß nur Bemerkungen entgegen, die ihre Liebe zu dem Mädchen und der traurige Gedanke ihrer künftigen Einsamkeit ihr eingab. Sie war zu wahrhaft fromm und aufgeschlossen, um durch Einflüsterungen des Egoismus den Eifer der jungen Christin zu erschüttern. Es war ja möglich, daß der Herr sie zu diesem Werk bestimme.

„Ich hoffe dennoch, liebe Marie“, sprach sie jedesmal nach derartigen Gesprächen, „ich hoffe, wir werden nicht nöthig haben, uns zu trennen, und ich werde meine Tage hier beschließen können.“

„Wenn Du aber gezwungen wärdest, den Ort zu verlassen?“

„Wer soll mich zwingen? Nach Frankreich könnten mich nur äußere Interessen ziehen, und diese Interessen können nicht die Wage halten mit meinem Herzen, das weißt Du wohl.“

Zur Zeit der Restauration schrieb jedoch ein Bruderssohn der Gräfin, welcher seit der Emigration mit seinem Vater in Deutschland gewohnt, an sie. Er bat sie inständig, nach Toulouse zurückzukehren, wo ihrer ein großes Vermögen harrte. Sein Vater, durch falsche Speculationen ruiniert, ließ den Sohn in Dürftigkeit; die Tante war seine einzige Hoffnung. Zwar hatte der Nefte noch eine seit mehreren Jahren reich verheirathete Schwester, doch diese konnte nichts für ihn thun.

Nebligkeit, Familienrückichten, Pflichtgefühl und Neigung kämpften lange im Herzen der Gräfin. Endlich war der Entschluß gefaßt, sie ließ die Camarde wissen, daß jetzt die Zeit eingetreten, da sie, den gemachten Bedingungen zufolge, ihre Tochter wiedernehmen könne.

Das Opfer war für die Gräfin ein großes; doch sie war eine christliche Frau, und die Kraft Gottes in ihr half die Schmerzen ihr überwinden.

Die Camarde ward fast närrisch vor Freude bei dieser Nachricht. Ihre Tochter! Ihr liebes Kind, ihr Goldkind! Sie sollte sie immer bei sich haben, ohne Aufheben! Ihre Tochter, die alle Dinge wußte, die Alles gelernt hatte! Niemand durfte sich einfallen lassen, der Mutter darin zu widersprechen. Ihre Tochter war eine Heilige, die heilig bleiben sollte und würde mitten unter Teufeln, sie sollte in die Messe gehen wie sie wollte und in die Vesper von Morgen bis Abend, und Niemand hatte ein Wort drein zu reden.

Doch Joi, von Kira aufgehetzt, that als ärgere er sich über die Prahlerei mit dem Mädchen und verbot Moïna's Aufnahme, zur größten Verzweiflung der Mutter, bis zu dem Tage, wo er, wie wir gesehen haben, sich in seiner eigenen Schlinge fing und die so heiß begehrte Gnade bewilligen mußte.

Sobald die Bande Halt machte, begab sich Camarde mit freudepochendem Herzen trotz der späten Stunde nach dem kleinen Hause. Unmöglich konnte sie bis zum Morgen warten, sie mußte ihre Tochter gleich haben, auf der Stelle.

Durch gebieterisches Klopfen beehrte sie Einlaß, den nach einigem Zögern der schlaftrunkene Joseph ihr endlich gewährte.

„Ach, Ihr seid's, Camarde? Schon ja? Madame und das arme Kind werden untröstlich sein!“

Die Gitana ließ durch diesen Empfang sich nicht abschrecken, sondern ließ, ohne zu antworten, nach dem Salon, wo sie ihre Tochter fand, mit einer Handarbeit für die Armen beschäftigt.

Frau von Saint-Pierre hatte, als weise Erzieherin die Verhältnisse berücksichtigend, ihrer Pflgetochter eine mehr streng christliche, als brillante Erziehung gegeben. Sie hatte keine Waidame aus ihr gebildet, sondern ein Wesen, bereit, im Namen des Herrn auch das Schwerste zu vollbringen.

Beim Eintritt ihrer Mutter stand Moïna auf, und ging ihr nicht mit auffällender, sondern mit ruhiger Freude entgegen, um der Mutter genug zu thun, ohne ihre Wohlthäterin zu verletzen. Die leidenschaftlichen Umarmungen der Camarde erschreckten sie fast, und sie entzog sich ihnen fast unwillkürlich, indem sie sprach:

„Liebe Mutter, wir sind nicht allein!“

„Ich komme meine Tochter holen“, sagte Camarde nach dem ersten Rausch des Entzückens.

„Diesen Abend noch soll sie fort?“

„Gleich auf der Stelle!“

„Unmöglich! Noch ist nichts vorbereitet, ich reise erst in 14 Tagen ab, und Ihr verspricht, sie mir bis dahin zu lassen.“

„Das habe ich, aber es sind Ereignisse dazwischen getreten. Wir verlassen das Land und kommen vielleicht erst nach Jahren wieder. Sie müssen mir meine Moïna heute geben!“

„Pathe, meine liebe Pathe!“ rief das Kind erblühend und sich der gültigen Pflegemutter in die Arme werfend.

Diese hielt sie einige Augenblicke umfaßt und bat den Himmel um Kraft, ihre eigene Schwäche bemeistern und das junge Mädchen in der schweren Prüfung unterstützen zu können. Gott erhörte ihr Gebet.

„Da Deine Mutter es wünschet, mein Kind“, sprach sie, „so müssen wir uns ergeben. Einige Tage mehr oder weniger helfen uns nichts, und Gehorsam ist die erste Pflicht einer Tochter. Packe Deine Kleider zusammen und thue sie in den Koffer, der auf meinem Zimmer steht; er gehört Dir.“

„Aber, meine theure Pathe . . .“

„Thue was ich Dir sage; Alles was er enthält, gehört Dir.“

Die beiden Frauen sahen der sich entfernenden Moïna nach; als die Thür sich geschlossen, rief die Gräfin die Camarde zu sich und hieß sie neben ihr Platz nehmen.

„Ich gebe Euch Eure Tochter wieder, weil Ihr es fordert, aber zitternd überlasse ich sie Euch. Sie ist ein Engel, verberbt sie nicht, macht keinen Dämon aus ihr!“

„Meine Tochter verderben! Ach, Sie kennen mich schlecht, Madame, ich würde sie nicht mehr lieben, wenn sie verdorben wäre. Was mich zu ihr zieht ist eben ihre Reinheit, die Hochachtung, die sie mir einflößt. Von der Stunde an, wo ich sie finden sah, würde ich sie wie unz andere Gitanos betrachten und sie so nicht mehr lieben können. Ich bin stolz auf Moïna, darum liebe ich sie!“

„Ihr habt ein Recht stolz zu sein, denn sie besitzt alle Eigenschaften, dieses Gefühl zu rechtfertigen. Ihr Herz ist ihrer Seele und ihre Seele ihres Geistes würdig. Ihr wißt, wie fromm sie ist, . . . wenn sie einst würde, wie Ihr, wenn sie vergäße . . .!“

„Sie wird nicht vergessen.“

„Verbet Ihr die Erfüllung ihrer Pflichten ihr gestatten.“

„Ja. Niemand soll sie hindern, ich schwöre es Ihnen!“

„Verbet Ihr sie gegen den Spott und die Bosheit der Andern zu verteidigen?“

„Ich schwöre es.“ Sie wird bei mir so sicher sein, wie bei Ihnen.“

„Verbet Ihr sie vor Verführung und Gottlosigkeit zu schützen?“

„Ja!“

„Und später, wenn das Leben, das Ihr führt, dem Mädchen unerträglich werden sollte, wenn sie an Euch sich nicht gewöhnen kann, werdet Ihr sie dann mir wiedergeben?“

„Nein. Ich bin eifersüchtig. Ich bin ihre Mutter und will von ihr geliebt sein. Sie werden Moïna nicht wiedersehen.“

Die Gräfin ward noch bleicher und opferte auch diesen Wunsch Gott.

Ihr wollt also Eure Tochter zu einem ihr verhassten Leben verdammen, wollt sie langsam verschmachten lassen, wenn ihre frommen Pläne mit Euch sich unausführbar erweisen, und das nennt ihr Mutterliebe?“

„Wenn meine Tochter nicht leben kann auf unsere Weise, wenn sie unglücklich würde, wenn ich mich dennoch von ihr trennen müßte, so würde ich sie lieber einem Manne geben, der ihrer werth ist, oder ihrem Gott, dem Gott, zu dem sie beten gelernt hat. Er wird ihr Ersatz sein für Alles, für Sie und für mich.“

„Verspricht ihr das?“

„Ich schwöre es beim Haupte meiner Tochter.“

„Sie selbst soll Herrin sein ihres Schicksals? Sie soll freie Wahl haben? — O dann — obgleich die Trennung von ihr mich schmerzt, darf ich mich trösten. Ich werde sie glücklich und sicher wissen. Schwört Ihr mir nochmals?“

„Ich schwöre!“

„Gut, so bin ich ruhig. Das Mädchen hat einen starken Glauben, hohe Geisteskraft, und ich hoffe, sie wird nicht unterliegen. Doch hier ist meine Adresse. Wenn Ihr vielleicht Eure Ansicht ändert, oder etwas bedürft für Euch oder Maria, so wendet Euch an mich. Wenn sie 21 Jahr alt ist, soll sie meine leghwilligen Verfügungen erfahren. Bis dahin bleibt Alles wie bisher.“

„Es ist gut. Ich danke Ihnen.“

„Wollt Ihr denn das Kind wirklich so spät noch mitnehmen? Laßt Ihr sie mir denn nicht noch diese Nacht, diese eine, letzte Nacht? Es wird dem Kinde doch schwer werden,

mich so schnell zu verlassen; seit ihrer Geburt war sie noch keine Stunde fern von mir."

"Sie sind sehr glücklich!" bemerkte die Mutter mit dem Gefühl des Neides.

Moira lachte jetzt zurück.

"Wollt Ihr sie mir lassen bis zu Tagesanbruch?" wiederholte die Gräfin ihre Frage.

Camarde antwortete nicht.

"Meine gute Mutter, ich bitte Dich darum," sprach das Mädchen mit innigem Ton.

"Nein!" sprach die Gitana entschieden, indem sie von ihrem Stuhl sich erhob. "Du liebst sie zu sehr. Komm, wir müssen fort!"

"Marie, gehorche Deiner Mutter, wie Du mir stets gehorchtest. Ich werde in solchem Fall Dich weder durch Rath noch Beispiel lehren, zu schwanken. Lebe wohl."

Moira sank in die Arme ihrer Pflegemutter. Lange hielten sie einander umschlungen, ohne anders als durch Thränen ihre Schmerzen und Wünsche auszudrücken.

"Gott segne Dich, meine Tochter!" sprach die Gräfin endlich. "Vergiß nicht Deinen Schöpfer, nicht Deine Grundfüße, nicht Deine Pflegemutter. Doch füge Dich auch in die Pflichten Deiner neuen Lage, vernachlässige nichts, Deiner Mutter zu gefallen und sie glücklich zu machen. Folge dem innern Beruf, der Dich treibt, suche die armen Verblendeten zum Guten zu führen; möge es Dir gelingen oder nicht, so hast Du doch im Sinn des Erbherrn gehandelt. Er gab ja sein Leben für unsere Sünden, bitte ihn um die Gnade, daß Deine Seinem Dienst widmen zu dürfen. Jetzt geh, Marie, geh!"

Die Gitana trocknete sich die Augen und kämpfte sichtlich mit ihrer innern Bewegung. Diese Scene hatte sie sehr gerührt; sie hatte große Lust, bis zum Morgen die Gräfin mit Moira allein lassen, nur ihre Eifersucht sprach noch dagegen. Endlich siegte jedoch das bessere Gefühl.

"Bleibt diese Nacht noch beieinander," sagte sie hastig, die Thür öffnend; "morgen früh komme ich sie holen."

"Danke, Mutter!"

Die Camarde war schon weit, hörte und sah nicht, wie Moira vor ihrer Wohlthäterin in schmerzlicher Freude niederkniete, wie Beide diese letzten Nachtstunden in trauten Ergießungen des Herzens hinbrachten.

"Ich weiß nicht, ob ich Dir werde schreiben können, liebe Tochter," sprach die Gräfin; "wohin sollte ich meine Briefe adressiren, da Du keinen festen Wohnplatz hast — und würde man Dir meine Briefe geben? Aber Du kannst mich immer in Kenntniß Deines Ergebens erhalten. Versäume es nicht, und denke, daß in allen Verhältnissen mein Haus und mein Herz Dir offen stehen. Bist du 21 Jahr, und das Leben unter den Gitanos macht Dich zu unglücklich, so kannst Du hierher flüchten. Dieses Haus, wie es hier ist, gehört Dir, Du weißt, wo Deine Legitimation darüber zu finden ist. Du bist dann mündig und hast die Gesele als Schutz. Ich werde, so viel in meinen Kräften steht, Dich gegen Verfolgung und Mißhandlungen schützen. Heute mußt Du dich fügen. Du hast große Kraft nötig und kannst sie nur in Gott finden. Seine Güte allein kann Dich stützen und führen. Bete zu Ihm, ohne Aufhören, laß Ihn stets Dir gegenwärtig sein und denke der tröstenden, unumstößlichen Wahrheit: In welche Lage, in welche Prüfungen und in welche Umgebungen der Herr uns führt, Alles kann uns zum Heile gereichen. Gott ist allgegenwärtig. Wir können seine Gebote erfüllen, zu seiner Ehre leben und unter Tauseln wie unter Heiligen. Werde nicht schlaff in der Erfüllung Deiner Pflichten, so wirst Du die Ungläubigen zwingen, das zu verehren, was sie nicht nachahmen können."

"Ein lebendiger Glaube, ein untadelhafter Wandel stiften selbst dem Väter Achtung ein; Glaube mir das, mein Kind, und gehe furchtlos Deinem Geschick entgegen."

Moira schloß diese kostbaren Lebensregeln tief in ihr Herz, und indem wir sie auf ihrem Lebenswege begleiten, werden wir sehen, welche Früchte die Saat einer christlichen Erziehung in der weichen Seele des Zigeunerkinde's getragen.

5.

Ein Kind Gottes.



er frühe Morgen fand Camarde bereits an der Thür des kleinen Hauses. Sie pochte; Moira öffnete und empfing die Mutter allein. Frau von Saint-Pierre und Joseph hatten sich zurückgezogen; der Abschied war vorüber, und das junge Mädchen hatte die Spur der Thränen aus den Augen vertilgt.

Vor der Mutter Ankunft hatte sie sich noch einmal mit der Gräfin und dem alten Diener zum Gebet vereinigt. Sie schloß die Güte und Barmherzigkeit Gottes an, und empfahlen ihm ihren Namen. Darauf ertheilte Frau v. Saint-Pierre dem geliebten Kinde noch einmal ihren mütterlichen Segen, umarmte sie zum letzten Mal, gab Joseph ein Zeichen, sich gleichfalls zu entfernen, und sprach, sich zurückziehend, schüchtern ruhig: "Jetzt, Marie, erwarte Deine Mutter!"

So geschah es.

Als Camarde ins Haus trat und ihre Tochter mit der Leidenschaft einer wilden Natur umarmte, welche ihre Gefühle nie von der Vernunft regeln ließ, versuchte Moira zu lächeln. Es

gelang ihr auch, die ungewohnten Liebesbeweise ihrer Mutter mit Freundlichkeit zu ertragen, indem sie die Lehren der Pflegemutter und ihre eigenen Entschlüsse sich zurückrief.

Wir können nun fortgehen, wenn Du willst, liebe Mutter, ich bin bereit Dir zu folgen," sprach sie ruhig. "Hier ist mein Gepäck; wir wollen es tragen lassen."

"Was? Das Alles gehört Dir?"

"Die Güte der Frau Gräfin wollte mich nicht ohne diese Ausstattung entlassen."

"Sind die Koffer auch fest?"

"Du siehst, sie sind mit Eisen beschlagen."

"Behalte den Schlüssel in der Tasche; ich werde schon aufpassen, daß sie Dir nicht stehlen."

"Stehlen? Wer denn?"

"Nun, die Leute von unserer Bande, Jai nicht ausgenommen. Wir führen sie damit wirklich in eine schlimme Versuchung. Wohl überlegt, ist es nicht klug, alle die Schätze mitzunehmen, sie stächen uns alle Beide tod daran."



„Warum siehst Du mich nicht an?“ (Seite 337.)

Moira erblickte. „Sind denn die Leute wirklich so schlecht?“ fragte sie.

„Mein Töchterchen, Du sollst immer bei mir sein, an meiner Seite schlafen, sonst, weiß der Himmel, was sie mit Dir anfangen. Lange genug werden sie Dich als Fremde betrachten.“

„Ich verspreche Dir Mutter, sie sollen mich lieb gewinnen.“

„Das wünsche und hoffe ich. Aber es giebt Reider darunter, besonders unter den Frauenzimmern. Wähle Dir das Nothwendigste von den Sachen aus und laß das Uebrige hier. Wir wollen später sehen, was sich thun läßt. Besonders nimm kein Gold und Silber mit, daß behieltest Du nicht drei Tage.“

Moira konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. Mit solchen Gedanken war sie also künftighin genöthigt, zu leben, ihren Gemeinheiten, ihrem Hohn ausgesetzt.

„Gott wird mir helfen!“ dachte sie.

Sie that nach dem Rath der Mutter, trug dann mit deren Hilfe ihre Koffer in eine Ecke der Küche, und hinterließ daselbst einige erklärende Zeilen. Nur mit einem kleinen Päckchen Wäsch, zu dem sie noch einige Andachtsbücher und kleine theure, an sich werthlose Andenken an ihre Pflegemutter gesüßte, folgte sie der Camarde nach dem Lager der Gitanos.

Diese bemutete den Weg dazu, der Tochter Verhaltensregeln zu geben, und verbarg ihr auch nicht die unfreundlichen Gemüthungen ihrer Schwester, so wie den Einfluß, den bereits Kira's Einsüßerungen auf die Meinung der Uebrigen gelibt.

„Du wirst zu thun haben, Kind, darüber hinweg zu kommen," sprach Camarde, „Du mußt sanft sein und fest zugleich. Troste ihnen nicht, aber gib ihnen auch nicht nach. Sie müssen Dich scheuen und Respect vor Dir haben. Besonders nimm Dich in Acht bei Tag und Nacht.“

Sie hatten das Lager der Gitanos erreicht. Alles lag noch im tiefen Schlaf mit Ausnahme einiger Weiber, welche das Frühstück zu bereiten begannen und sich mit den Kindern zu schaffen machten.

„Ah da kommt ja die schöne Prinzessin!" rief die eine der Weiber, „ich freue mich schon, sie bei der Arbeit zu sehen.“

„Laßt meine Tochter zufrieden," bedeutete mit Entschiedenheit die beleidigte Mutter die Spötterin, „oder Ihr bekommt es mit mir zu thun.“

„Laß mich nur, Mutter, ich werde zu den Frauen gehen, damit sie mich besser beurtheilen," sprach Moira leise und fügte lauter hinzu: „Die Frau hat Recht, Ihr sollt mich auch bei der Arbeit sehen.“

„Ei, sie scheint ganz vernünftig," bemerkte die Sprecherin von vornhin, „sie will sich doch nicht so groß machen und thut nicht so vornehm wie Kira.“

„Ich werde Euch bald helfen, gute Frau," sprach Moira, „erst will ich nur meine Schwester sehen.“

Diese kleine Scene ebnete den Weg des Mädchens auf wunderbare Weise. Die Frauen waren ganz erstaunt über die Einfachheit, die Bescheidenheit des Mädchens, daß sie hochmüthig geglaubt, weil es bei vornehmen Leuten aufgewachsen.

Moira, von ihrer Mutter geführt, ging gerade auf den Wagen zu, in dem Kira mit Edmund geschlafen hatte. Sie hielt ihn auf den Knien und machte ihre Glossen in größter Weise über den Kleinen, weil er beten wollte. Beim Anblick der Camarde ward sie glühend roth und rief:

„Ei, da kommt ja Deine fromme Tochter, Mutter; um so besser, da mag sie gleich hier den kleinen Schreier nehmen. Von seih bis spät hört er nicht auf Paternoster zu plärren; die Beiden werden prächtig zusammen passen.“

„Liebe Schwester!" rief Moira ihr entgegen und wollte sie umarmen.

„Deine Schwester bin ich, ja, aber Deine ältere Schwester, und ich rathe Dir, das nicht zu vergessen, sonst werden wir ein Wort zusammen reden.“

Die Camarde öffnete schon den Mund zu Moira's Vertheidigung, doch diese bat sie so zärtlich, sich selbst mit ihrer Schwester verständigen zu dürfen, daß die Mutter nur murmelte: „Nun, weil Du's denn willst, so mag's sein. Aber Du bist tausendmal besser.“

„Nein, Mutter, ich bin nicht besser — Kira ist Deine gute Tochter.“

Kira hob erstaunt den Kopf.

„Sie verfielt sich!" dachte sie, „gut, wir wollen uns danach richten.“

„Ach, das hübsche Kind!" rief Moira plöblich erfreut, Edmund erblickend. „Mein Gott, wie schön ist es; wem gehört es?"

„Dem lieben Gott!" antwortete Edmund, dem seine Mutter diese Antwort gelehrt.

Moira überhäufte den Knaben mit Liebeskosen.

„Dem lieben Gott!" wiederholte sie, „ja wohl — aber wem sonst?"

„Meiner Mama!"

„Wo ist Deine Mama?"

„Ich weiß nicht, sie mag wohl sehr weit sein; ich möchte gern zu ihr," und ein schwerer Seufzer stahl sich aus dem Herzen des Kindes.

„Warum siehst Du mich nicht an?"

„Ich habe niemals Jemand angesehen.“

„Ich glaub's wohl, weil er blind ist," rief Kira mit rohem Lachen.

„Blind! der liebe kleine ist blind? Ist das wahr?"

„Nun, so sieh, wenn Du nicht selbst blind bist," fuhr Kira fort.

Moira berührte die schönen Augenlider — sie erhoben sich nicht.

„Armer Kleiner!" hauchte Moira.

„Armer Edmund!" wiederholte das Kind.

„Edmund! Ein hübscher Name; also Edmund heißt Du! Aber wie heißt Deine Mutter, Dein Vater?"

„Er gehört zur Bande und hat keinen andern Namen. Du brauchst ihn nicht mehr danach zu fragen.“

Moira verstand den Zusammenhang nicht, ahnte jedoch ein Geheimniß, ohne dessen gräßlich: Bedeutungslosigkeit auch nur entfernt zu argwöhnen. Obgleich sie die Fehler ihres Stammes oftmals hatte erwähnen hören, so konnte ihre reine Seele sich doch in die Tiefe der Rohheit und Grausamkeit nicht versetzen, welche zu Verbrechen trieb. Sie nahm sich vor, das Geheimniß, zum Nutzen des holden Kindes, das sie schon innig liebte, zu erzulnden, fragte jedoch jetzt nicht weiter danach.

„Hst Du für den kleinen Edmund zu sorgen, Mutter?" wandte sie sich an diese.

„Bis jetzt Deine Schwester und ich; von nun an wirst Du uns helfen.“

„D, sehr gern!"

„Aber er wird auch noch andere Lehrmeister bekommen, der schmutzige Herr, er muß sein Brod verdienen lernen!"

„Schon jetzt?"

„Ja, er und sein fauler weißer Hand da. Jai hat bestimmt, daß Beide auftreten müssen, sobald wir in Barcelona angekommen sind. Morgen also fangen sie an zu lernen.“

„Was wird ihnen denn gelehrt?"

„Zuvörderst muß der Hund Komödie spielen, tanzen, eine Piñete abschließen und sich tod stellen. Das Thier ist hübsch und wird gewiß die Leute anlocken, wenn er nur gelehrt wäre.“

„Armes Thier!"

„Warum nicht gar — armes Thier! — Ist er etwa vornehmer als die Andern, daß er nicht zu arbeiten braucht?"

„Und das Kind?"

„Das Kind — ja, mit dem ist's etwas anderes. Es braucht sich nur zu zeigen, zu singen, und ein Paar Reden auswendig zu lernen, um die Leute mittheilig zu machen. Er soll dann, von seinem Hunde geführt, umhergehen; er mit dem Hut, der Hund mit dem Tambourin, und ich müßte mich sehr verrechnet haben, wenn er uns nicht eine schöne Geldsumme zusammenbringt. Die Frauen werden sich in sein hübsches Gesicht und in seine langen Haare verlieben — es ist nur schade, daß er in Lumpen gehen muß.“

„Wie, in Lumpen? der schöne kleine Engel?"

„Dankst Du denn, daß er einen Sou bekäme, wenn er sich in seinen schönen Kleidern zeigte? Wir haben wohl daran gedacht, ihn auf dem Seil tanzen zu lassen, da könnte er Kleider mit goldenen Treffern anziehen, aber wer weiß, wie er bei seiner Blindheit sich dazu schicken würde. Im Ganzen hat die Mutter doch ein schlechtes Geschäft gemacht mit dem Jungen.“

Moira nahm keine Veranlassung, eine Erklärung dieser auffallenden Bemerkung zu fordern; sie wollte die Schwester ungestört in ihrer Rede fortfahren lassen, obgleich die cynische Weise, womit Kira ihren Brodwerb schilderte, sie innerlich verletzte und ihr zeigte, wie weit derselbe von ehrenwerther Arbeit verschieden sei. Inbrünstig bat sie Gott, ihr zu dem Besserungswerke, daß sie beschloffen, Kraft und Ausdauer zu verleihen.

Camarde rief jetzt die Tochter, mit ihr zum König zu gehen, eine Staatsvisite, die zu ihrer Aufnahme unerlässlich war.

Jai erwartete sie in seinem Zelte. Er erhob sich nicht bei ihrer Annäherung, die Gefallen, die Se. Majestät unringelten, unterhielten ein ironisches Flüstern, und hüllten sich, nach dem Beispiel ihres Gebieters, mit vornehmer Würde in ihre malerisch zerrissenen Mäntel. Der Chef rauchte aus einer großen, prächtigen, wahrscheinlich gestohlenen Pfeife, welche jedoch ihres Edelstein schmuck entkleidet war, den man zu größerer Sicherheit verkauft.

Joi sah die Camarde mit einem schlauen Blick an, und sprach dann, auf die Tochter deutend, mit einer unbeschreiblichen Handbewegung: „Das ist sie? Sie ist nicht übel!"

„Das will ich meinen," entgegnete stolz die Mutter.

„Was denkst Du hier zu thun?“
 „Alles, wodurch ich mich nützlich machen kann.“
 „Joi nicht zum Zeichen der Billigung, und blies dann schweigend drei mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife in die Luft.“

„Du mußt Dir unter uns Dein Brod selbst verdienen.“
 „Das kann ich und werde es thun.“
 „Welche Künste verstehst Du?“
 „Ich verstehe keine Künste, ich weiß mich nur nützlich zu beschäftigen.“

„Was nennst Du nützlich?“
 „Was einem Mädchen in meiner Lage zukommt.“
 „Was verstehst Du darunter?“
 „Ich kann nähen und sticken, kochen und andere Haushaltungsgeschäfte.“

„Was? Du bist bei einer großen Dame erzogen, und hast nicht singen gelernt, nicht tanzen, nichts, was vornehme Damen können?“
 „Ich bin zwar von einer großen Dame erzogen, es ist wahr, aber ich selbst war keine große Dame, und nie bestimmt, eine zu werden. Meine Beschützerin hat ein ehrliches Mädchen aus mir gemacht, und als solches will ich, unter Gottes Beistand, leben und sterben. Sie hat mich in den Stand gesetzt, fremder Menschen Hilfe zu entbehren, und mich selbst in allen Lagen und Verhältnissen zu ernähren. Was brauche ich mehr.“

Die Camarde sah den König an als wollte sie sagen: „Siehst Du, darauf kannst Du nichts erwidern!“
 „Joi zuckte die Achseln.“ „Mit alle dem,“ fuhr er fort, „verdienst Du uns keinen Trunk Wasser, Du bist nicht einmal tüchtig genug, die Hunde zu dressiren.“

„Sie kann lesen und schreiben,“ bemerkte die Mutter.
 „Was Teufel giebt's hier zu lesen und zu schreiben?“
 „Sie kann Kleider machen.“
 „Das können unsere Mädchen auch; dazu brauchen wir sie nicht.“

„Sie kann sticken.“
 „Ich werde sticken und die Stickerien verkaufen.“
 „Dagegen kannst Du nichts sagen, Joi.“
 „Nein, wenn sie die Arbeit verkauft...“
 „Sie wird sie verkaufen, und dann für das Kind sorgen.“

„Ja, richtig — Dein anderer Fund! Höre, Camarde, Du hast Unglück mit Deinen Unternehmungen.“
 „Meine Moira und der arme Kleine werden noch einmal ein Segen werden für die Bande. — Du wirst mir noch danken, Joi.“

Moira hatte sich, durch dieses Gespräch eingeschüchtert, hinter ihrer Mutter gehalten; plötzlich jedoch, wie einer innern Eingebung folgend, trat sie muthig vor und sprach zum Hauptmann gewandt:

„Joi, ich finde hier überall Vorurtheile gegen mich, weil ich eine christliche, ehrenhafte Erziehung genossen. Die, welche meine Brüder und Schwestern waren und es künftig sein sollten, stoßen mich zurück, das verlegt und betrübt mich. Ich begehre also von Dir und den Andern, daß Ihr mich erst beweisen laßt, was ich kann, ehe Ihr mich verurtheilt. Behagen Euch meine Leistungen nicht, so kann ich mich vielleicht ändern, wenn es möglich ist, ist es nicht möglich, so mögt Ihr mich verbannen, aber seid wenigstens nicht ungerecht.“

„Du wolltest Dich ändern?“ fragte der Chef, sie erstaunt betrachtend. — „Gut, so fange gleich damit an.“
 „Ich fürchte nur, wir verstehen uns nicht, und die Aenderung, die Ihr für mich heilsam glaubt, ist vielleicht eine, welche mir niemals möglich sein würde. Ich habe meiner Wohlthäterin geschworen, daß weder Gewalt, noch Bitten, noch Mißhandlungen mich dazu bringen sollen, meinen Glauben zu verleugnen, oder eine einzige meiner Pflichten zu vernachlässigen. Ich werde Euch gehorchen, ich werde meiner Mutter gehorchen, so weit Eure Gebote nicht gegen die Gebote Gottes streiten. Ich werde die demüthigste Eurer Dienerinnen sein, den Geringsten unter Euch will ich dienen, aber nie werde ich etwas thun, was gegen den Willen des Herrn verstößt. Jetzt kennt Ihr meinen Entschluß. Befehlt über mich, ich bin zu Euren Diensten. Jede Arbeit, die Ihr mir gebt, werde ich thun, ohne zu murren; Ihr sollt keine Klage von mir hören, denn der Wille des Allmächtigen hat mich unter Eure Macht gestellt, da er unter Euch mich geboren werden ließ.“

Der König wandte sich zur Camarde und sprach zu ihr, mit dem Finger auf das Mädchen deutend: „Hast Du gehört?“
 „Sie hat Recht!“
 „Wirklich?“
 „Sie hat Recht, und ich werde ihr Recht vertheidigen, selbst gegen Dich, wenn es sein muß.“

„Sonderbar!“
 „Du weißt nicht, was für ein Schatz meine Tochter ist, und wie ich sie liebe!“
 „Bergilt sie Dir die Liebe in gleichem Maß?“
 Die Camarde wagte nicht zu antworten. Ihre verdunkelte Seele hatte eine helle, heilige Stelle, die Mutterliebe, die Achtung vor der Tugend der Tochter, welche nachzuahmen sie nicht vermochte.

„Du kannst ja sagen, Mutter,“ sprach Moira, sie mit Herzlichkeit umarmend.
 „Nun ja, ja, ja! Gott segne Dich für das Wort, meine Tochter,“ rief die Camarde begeistert, indem sie Moira's Kopf in ihre Hände nahm, und sie mit Küffen und Thränen bedeckte.

Moira erwiderte die Liebkosungen mit einem Gefühl tief innern Glücks und dachte: „Gott, meine Mutter werde ich zu Dir führen, sie liebt mich zu sehr, um mich nicht zu hören. Dank, mein Gott! Hilf mir auch zur Rettung der Andern.“
 (Schluß folgt.)

Das Backen des Obstes.

Alle Scenen des frühlichen Erntedramas sind der Reihe nach durchgespielt, die Felder haben ihre Früchte in die Scheuern geliefert, Aepfel, Birnen und Pflaumen, die letzten Gaben Pomonens, laden in ihrer saftreichen Fülle zum Genuss ein und mahnen zugleich an die Pflicht der klugen Haushalter, aus der Zeit des Ueberflusses etwas aufzubewahren für die Zeit, wo die Hand der Natur aufhört uns Gaben zu spenden, die unmittelbar zur Erhaltung unseres körperlichen Lebens beitragen.

Der Spätherbst ist eine bewegte Zeit im Haushalt. Was nur zum Departement der Küche gehört rührt sich, um die Vorrathskammern zu füllen. Da werden Bohnen geschmückt zum Trocknen und Einmachen, Massen von Gurken geschält und die kleinen gewürzt in Pfeffer eingekocht, da werden in riesigen Kesseln Pflaumen gerührt, Pflaumen in Essig eingemacht, Aprikosen und Pfirsichen zu feinen Confitüren umgeschaffen mit sorgfältigster Behandlung, während die anspruchslose Preiselbeere aus großen Casserolen ihren kräftig bitteren Waldgeruch durch die Räume der Küche verbreitet.

Der Wein ist eingesammelt, Weinberg und Obstgarten leer. Die Trauben, die, ihrer ursprünglichen Bestimmung, unter der Presse ihren Saft herzugeben, entgehen, werden verpestet oder, an Schnüren aufgehängt, noch einige Zeit als Wertwürdigkeit conservirt, doch die Aepfel und Birnen sind es vor Allen, die den Hausfrauen und Haushälterinnen zu schaffen machen. Unmählich kann der reiche Segen ungenutzt verkommen, also entschließt man sich zum Dörren oder Backen des Obstes.

Da wir bei einem großen Theil unserer Leserinnen Interesse für Haushaltungsangelegenheiten voraussetzen dürfen, so wollen wir bei diesem Thema, dem Dörren des Obstes, einige Zeit verweilen und einige Rathschläge Denen geben, welche für deren Beachtung in ihrem Wirkungskreise Gelegenheit haben.

Eine Hauptregel beim Dörren des Obstes ist, stets vollkommen gute, reife Früchte zu nehmen, welche weder durch Wurmfäule, noch durch innere oder äußere Fäulniß gelitten haben.

Sogenanntes „teigiges“ Obst sollte, mit Ausnahme der Holzbirnen, nicht gedörrt werden, weil es die darauf verwandte Mühe nicht lohnt; dörrt man Holzbirnen oder andere, diesen verwandte Sorten, so sind sie natürlich nur für den gewöhnlichsten Küchenbedarf verwendbar.

Die höchste Reife vor dem Dörren erfordern die Pflaumen. Diese darf man nicht eher dazu nehmen, bis sie am Stiel etwas zusammenschrumpfen, ja man thut wohl, sie vor dem eigentlichen Dörren noch einige Zeit in einem trockenen Gemach ausgebreitet auf Horben stehen zu lassen.

Namentlich bei den Pflaumen sollte man es sich zur Regel machen, nie die ersten Früchte des Baumes zum Dörren zu nehmen, sondern erst alle etwa wurmfäuligen abfallen zu lassen. Die bis zuletzt am Baume haftenden Früchte sind jedenfalls gesund.

Will man feines Dör- oder Backobst gewinnen, so muß das Obst dazu geschält werden. Namentlich bei Aepfeln ist das Schälen unvermeidlich, eben so bei den größeren das Entfernen der Kerngehäuse, weil die Schale und das Kerngehäuse bei diesen Früchten stets hart und unverdaulich bleiben, ja selbst beim Kochen sich nicht erweichen.

Die Schale der Birnen und deren Kernhaus sind von Natur weicher, und kann man daher, wo Zeit oder Mühe gespart werden soll, Birnen mit Schale und Kernhaus dörren. Nur bei den zartesten Aepfeln, z. B. Rosenäpfeln, darf man die Schale allenfalls mit dörren, kleine Aepfel, z. B. Borsdorfer, wo das Herausstreifen des Kerngehäuses nicht wohl angeht, dürfen nur geschält werden.

Am meisten geeignet zum Dörren oder Backen sind diejenigen Aepfel und Birnen, in deren Geschmack Süßigkeit mit Herbe sich mischt. Weder ganz saure noch ganz süße Aepfel liefern ein gutes Backobst, süße Birnen hingegen geben, wenn sie geschält sind, jedenfalls eine feine Speise für Gaumen, welche Süßigkeit lieben.

Unter den Aepfeln erwähnen wir, als besonders zum Dörren geeignet, die großen russischen Aepfel, die Calvilles und fast sämtliche Arten Reinetten, unter den Birnen die Muscateller- und die große Tafelbirne, beikünftig gesagt, das einzige Obst, welches vor völliger Reife zum Dörren tauglich ist.

Das Zerschneiden des Obstes in einzelne Theile richtet sich ganz nach dessen Größe. Bei kleinen Früchten ist, wie bereits bemerkt, das Zertheilen unnöthig, größere, namentlich Aepfel, werden in vier oder mehre Theile geschnitten, und dabei zugleich das Kerngehäuse entfernt. Birnen, wenn sie nicht allzugroß sind, läßt man lieber im Ganzen, und schneidet sie nur an ihrem breiten Ende übers Kreuz, ungefähr bis zur Hälfte ihrer Länge ein, damit die Wärme sie auch innen erreichen könne. Beobachtung der Reinlichkeit liegt jeder guten Hausfrau schon genug am Herzen, um auch beim Schälen des Obstes nicht vernachlässigt zu werden; es wird ihr selbst daran liegen, daß keine staubigen, schmutzigen Früchte zum Schälen herbeigetragen, sondern daß solche vorher abgewaschen werden, damit der Staub sich nicht an die geschälten Früchte anlege. Ist jedoch diese Vorsicht nicht beobachtet worden, so muß das Obst nach dem Schälen sorgfältig mit frischem Wasser gereinigt werden.

Noch ein Erforderniß der Reinlichkeit, das sich beim Schälen fast als Nothwendigkeit herausstellt, ist, die Messer von Zeit zu Zeit abzurufen oder rein abzuwischen; sonst bekommen die Früchte dunkle Flecke und verlieren zum großen Theil ihr sauberes Ansehen. Sind die Früchte zum Dörren bereit, so darf man sie nie übereinander, sondern nur nebeneinander auf die Horben legen, Kirsch- und Pflaumen mit den Stielen nach oben, damit der Saft nicht auslaufe; aus demselben Grunde, um den Saft der Früchte nicht durch jähe Hitze herauszutreiben, muß dieses Obst anfangs bei mäßiger Wärme, und erst später, wenn das Stielende zu schrumpfen beginnt, bei stärkerer Heizung gedörrt werden.

Das geschälte Obst (Aepfel und Birnen) behält nur dann ein gutes Ansehen, wenn es gleich nach dem Schälen in den zum Dörren oder Backen bestimmten Raum gebracht wird. Anfänglich können diese Früchte bei einem Wärmegrad von 60—80° R. dörren, oder vielmehr in ihrem eigenen Dampf sieden, was sehr viel zu ihrer Schmachhaftigkeit beiträgt.

Um zu wissen, ob das Obst auf diese Weise gesotten, versuche man mit einem Strohhalm einige Früchte zu durchstechen. Ist dies ohne Mühe möglich, so haben die Früchte den Grad erreicht, wo sie bei geringerer Wärme gedörrt werden müssen. Man erniedrige also die Temperatur des Raums bis zu

45—50° R., oder bringe die Horben, wenn es sein kann, in einen andern Raum, der diese Temperatur hat.

Das bloße Dörren an der Luft giebt den Früchten nicht die Süßigkeit, welche sie bei raschem Dörren durch Feuerwärme erhalten, doch stellt derselbe Mangel sich auch bei langsamem Dörren bei niedriger Temperatur in geschlossenen Räumen heraus, daher es besser ist, auch die an der Luft zu dörrenden Früchte entweder vorher oder nachher noch in der Backstube zu trocknen.

Das Obst gewinnt dadurch an Süße, wie überhaupt oftmals wiederholtes Dörren diese Wirkung hat, wenn man die Früchte dann rasch erkalten läßt an freier Luft, wodurch sie noch außerdem einen schönen Glanz erhalten. Alle gedörrten Früchte müssen, um völlig trocken zu werden, noch einige Tage an der Luft liegen, doch zum eigentlichen Dörren ist keine andere, als nur wirklich trockene Luft geeignet, keine feucht-warme, und wenn solche in der Backstube sich ansammelt; muß sie durch Ventile oder Ableitungsrohre entfernt werden, deren solche Räume in der Regel enthalten.

Es bleiben nun noch einige Bemerkungen über Aufbewahrung und Verpackung des Backobstes übrig, welche schließlich hier eine Stelle finden mögen.

Wenn an dem fertig gedörrten Obst sich Spuren von Schimmel oder Milben zeigen, so ist dies ein Beweis, daß das Obst nicht völlig trocken, und muß dasselbe unverzüglich nochmals bei starker Hitze nachgedörrt werden. Selbstverständlich darf das Backobst nie zu dunkelbraun werden, noch weniger aber einen verbrannten Geruch von sich geben. Aepfel müssen ganz hell, Birnen hellbraun sein, und wenn sie auseinander gebrochen und gebrückt werden, keinen Tropfen mehr von sich geben, obgleich eine gewisse Feuchtigkeit ihnen nicht fehlen darf.

Man kann Backobst jahrelang gut erhalten, wenn es nur an trocknen Orten aufbewahrt wird, entweder in hölzernen Kästen, deren Deckel mit Luftlöchern versehen, oder in Säcken, die man an luftigen Orten des Hauses aufhängt.

Ehe man Backobst zur Versendung oder Aufbewahrung einpackt, muß es natürlicherweise völlig erkalten, denn der zusammengebrängte Brodem des Obstes würde Feuchtigkeit erzeugen, und den Früchten, selbst wenn sie vom Schimmel verschont blieben, ein unschönes Ansehen und dumpfigen Geschmack geben.

[3979]

Herbstsonnenschein.

Ist im Sommer heller Sonnenschein,
 Merkst Du's kaum und denkst: „so muß es sein;“
 Wird Dir einmal gar zu heiß und schwül,
 Sagst Du gleich: „die Sonne scheint zu viel!“

Doch wenn auf den Fluren, blüthenarm,
 Noch im Spätherbst blendend hell, und warm
 Spielt der Sonne goldner Abschiedsstrahl,
 Grüßest freudig Du ihn jedes Mal.

Nicht, was überflüssig wird bescheert,
 Ist dem Glücklichen stets lieb und werth —
 Jenem aber, der entbehren muß,
 Wird die kleinste Freude Hochgenuß.

[2851]

(Clara Gärtner.)



Das Wasser.

Das Wasser ist das allgemeine Getränk fast aller organischen Wesen auf Erden, doch selten sehen wir es in reinem Zustande, da es, vermöge seiner aufstrebenden Eigenschaft, sich stets mit den Stoffen verbindet, mit welchen es zunächst oder bauernd in Berührung kommt.

Das Regen-, Schnee-, Fluß-, See-, Quell- oder Brunnenwasser ist das zum häuslichen Bedarf und zum Getränk brauchbare, kann jedoch durch die Beimischung gewisser Salze und animalischer Bestandtheile sehr verschiedenes Ansehen, Farbe und Geschmack erhalten.

Das Regenwasser ist gesünder als das Schneewasser, weil es einen stärkeren Zusatz von Kohensäure und Luft hat, doch ist der Gebrauch des Regenwassers am wenigsten heilsam gleich nachdem es gefallen, weil die verschiedenen fremdartigen Bestandtheile, welche es in der Luft aufgenommen, noch nicht verdunstet sind oder sich vollständig gelagert haben.

Das Fluß- oder Bachwasser ist um so gesünder, wenn es in einem Bett von Sand fließt. Leicht geschüttelt absorbirt es die Luft, wodurch es ein wirksames Verdauungsmittel wird.

Das Seewasser, Cisternen- oder Teichwasser ist schlecht und unverdaulich durch die salzigen und vegetabilischen Stoffe, welche sich in dem nicht fließenden Wasser zu einer stagnirenden Flüssigkeit verdichten.

Das Brunnenwasser ist zwar gesünder als das Seewasser, doch nicht so heilsam als Flußwasser. Es wird gereinigt, indem es über Sandlager fließt, oder wo die Natur keine solchen gegeben, durch Filtriren.

Das destillierte Wasser ist das reinste, doch da es keine Luft und Kohensäure mehr enthält, wird es unschmackhaft und unverdaulich.

Gutes Wasser muß klar, ohne Farbe und ohne Geruch sein, die Seife rasch auflösen, und beim Kochen die Gemüse erweichen.

Die medicinischen Wasser sind entweder natürlich oder künstlich, und an Geschmack und Wirkung sehr verschieden, obgleich nicht alle trinkbar.

Die schwefelhaltigen Mineralwasser sind sehr aufregend, sagen schwächlichen lymphatischen Naturen sehr zu, namentlich in nicht entzündlichen Hautkrankheiten, so wie bei chronischen Leiden der Brust oder des Nervensystems.

Diese Wasser sind sowohl warm als kalt. Einige der bedeutendsten warmen Schwefelquellen sind: Barèges in den Pyrenäen, Vagnères de Couchon in Frankreich, Aachen in den Rheinprovinzen, Aix in Savoyen, Baden in Oesterreich.

Eine kalte Schwefelquelle ist unter andern die von Englien in Frankreich.

Die alkalischen (Laugensalzartigen) Mineralwasser werden gegen chronische Unterleibsleiden mit gutem Erfolg gebraucht. Einige der bedeutendsten sind: Ems in Nassau, Karlsbad in Böhmen, St. Alban in Frankreich, Plombières in den Vogesen.

Die gashaltigen Sauerbrunnen werden als heilsame Getränke theils natürlich, theils künstlich vielfältig gebraucht, vorzüglich Selterwasser und Marienbader Brunnen.

Selterwasser, Limonade gazeuse u. s. w. stillen den Durst, erregen den Appetit ohne der Verdauung zu schaden, doch darf man in großer Hitze sie nicht zu häufig genießen, weil sie sonst erschlaffend wirken, und ohne das Hinzuthun eines kräftigen Liqueurs die Verdauungsfunktionen stören würden.

Die eisenhaltigen Wasser sind lymphatischen Naturen zusagend und besonders in gewissen Graden der Genesung zur Stärkung zu empfehlen.

Die vorzüglicheren sind Spaa und Chaudfontaine in Belgien, Pyrmont im Fürstenthum Waldeck, Passy in Frankreich. Warme Salzquellen werden bei chronischen Hautkrankheiten, gegen Gliederschwäche u. s. w. gebraucht. Wiesbaden, Niederbrunn, Aix an der Rhone sind Quellen dieser Art.

Reinigende Salzquellen sind Seidschütz in Böhmen und Pilsna in Böhmen.

Das Meerwasser endlich, welches eine stark auflösende Kraft hat; ist als Getränk unverdaulich und schädlich. Es kann nur in Form von Bädern in gewissen Krankheiten, gegen Nervenübel, Rheumatismus u. dgl. angewandt werden.

[3061]

Mexicanisches Mehl aus Insecteneiern.

Der Geschmack der Chinesen an den Schwalbenestern kommt uns seltsam vor, obgleich schon viele Reisende diese Speise erprobt und sie vollkommen der Werthschätzung würdig befunden haben, welche die Völker des asiatischen Südens ihr angeeignet lassen.

Die mexicanische Küche bietet indeß eine womöglich noch sonderbarere Speise, nämlich eine Art Brod, „Hantlé“ genannt, das von den Bewohnern des Landes sehr geschätzt wird, obgleich es einen scharfen, fischartigen Geschmack hat.

Der Hauptbestandtheil dieses Brodes ist nämlich eine Art Roggen, der in den Lagunen bei Mexico in ungeheuren Massen gesammelt wird. Dieser Roggen kommt von einer Insec-

ten-Gattung „Corise“, die zum Geschlecht der Wasserwanzen gehört. Die Eingeborenen legen in die Buchten des Ufers Bündel einer Pflanze (Carex), in welche die Insecten ihre Eier legen. Nach Verlauf eines Monats werden die Bündel weggenommen, getrocknet und auf großen Leinwandtüchern so lange geschlagen, bis die Eier sich ablösen, welche dann von der Schale geläubert, durchgeseiht und verkauft werden wie bei uns das Mehl.

[3976]

Die Blätter der Kaffeestaude als Getränk.

Wir genießen den Aufguss der Theeblätter und nennen es ein herrliches Getränk, die Bohnen der Kaffeestaude haben sich gleichfalls uns unentbehrlich gemacht, doch daß auch die Blätter dieser Staude ein belebendes Getränk geben, ist in Europa noch wenig bekannt.

In Sumatra bildet der Aufguss der Kaffeblätter fast das einzige Getränk des Volkes, und bewährt oft seine belebende Kraft, wenn die Eingeborenen bei den Strapazen des Reisbaues tagelang brennenden Sonnenstrahlen und strömenden Regengüssen ausgesetzt sind. Etwas gekochter Reis und das Getränk aus Kaffeblättern sind dann die einzige Nahrung dieser armen Plantagenarbeiter.

Das Getränk aus Kaffeblättern soll augenblicklich Hunger, Durst und Ermüdung beseitigen, Grund genug, daß die Bewohner von Sumatra es hoch schätzen, höher als das Getränk aus den Bohnen des Kaffees, welches sie für weniger nahrhaft halten. Die Bewohner von Sumatra bauen deshalb auch den Kaffee nicht, wie die Brasilianer und Japanesen, der Bohnen, sondern der Blätter wegen.

[3977]

Original-Musik des Bazar.

Steirisch.

A. Preßing.

[3080]

Die erste kalte Herbstnacht.

In schönster Pracht und Herrlichkeit blühen die Blumen des Herbstes, prangen in den mannigfachsten, schönsten Farbenwechsel und Gruppierungen, beschieuen vom goldenen Licht der Sonne, köstliche Düfte ausstrahlend, geschaffen zur Freude, zum Entzücken.

Die Nacht war kalt — es dämmerte der Morgen — dichter, weißer Nebel lag im Thal — Blatt und Blüthe schien weiß vom schneeigen Reif. — Da steigt dort am östlichen Himmel ein leuchtender Punkt auf, durch den Nebelschleier schimmernd. — Er kämpft mit ihm. Der letzte, weiße Nebelschleier windet sich durch die Schluchten, über Hügel und Berge, dem silbernen Bunde des Flusses in dem sich erweiternden Thale zu. Strahlend und triumphirend steht der mächtige Weltkörper da, im blauen Himmelsraume. Siegestrunken ruht sein Blick auf der Erde. Doch was ihm gestern hold entgegenlächelte — heut ist es nicht mehr — es ist erstarrt. Auf Blumenleichen ruht sein Strahl — und was erstorben, das küßt sein wärmster Hauch nicht mehr. — Was der einen, schwarzen, kalten Nacht erlegen, dem frommen die vielen warmen, sonnenhellen Tage, die ihr noch folgen, nichts. — Nebeneinander stehen sie noch, die blühenden und die erstarrten — nebeneinander standen sie in jener Nacht! — Wer deutet mir das Räthsel? Wurden jene nur aufbewahrt, um ihr eignes unaussprechliches Schicksal täglich und stündlich vor Augen zu haben! — Ward ihnen Festigkeit, größere Dauer gegeben, um in einer spätern, eifrigeren Nacht zu brechen, zu sterben! —

Sei dem wie ihm wolle — Eine liebende Hand brach sie — früh oder spät — Eine Hand drückt uns allen ein die Augen zu, das Lebensfrohe und sich sträubende und das müde, brechende. Wir müssen es dulden. —

Wenn die lange, kalte, finstere Winternacht vorüber, wird auch uns ein Frühling anbrechen, wo die dunklen, verhängnisvollen Räthsel sich lösen und die Binde von den Augen genommen wird. —



Siehst Du Schlechtes, lehr' es Dich Recht des Guten Werth empfinden; Siehst Du Gutes, lehr' es Dich Alles Schlechtes überwinden. Hast Du für das Schlechte so lauter Gutes eingehandelt — Hast Du Nacht in hellen Tag, Glück in Segen umgewandelt.

Seine Fehler eingesehen, wenn man uns darauf aufmerksam macht, ist Bescheidenheit, sie seinen Freunden entdeden, ist Offenherzigkeit, Vertrauen, sie sich selbst vorwerfen, ist Demuth, sie vor aller Welt austramen, ist Hochmuth.

Wenn Alles eben läme
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme,
Und gab Dir keine Last,
Wie wär's da mit dem Sterben
Du Menschentödt befehl!
Du müßtest fast verderben.
So lieb wär' Dir die Welt.
Nun fällt Eines nach dem Andern,
Manch süßes Band Dir ab,
Und heiter tannst Du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Jaagen ist gebrochen
Und Deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Der stärkste Damm, der dem menschlichen Willen sich entgegenstellt, sind die Verhältnisse.

Wozu ein großes Haus? Es nicht voll noch leer.
Zu einem großen Haus gehört ein großes Meer.
Zu einem großen Meer gehört ein reicher Sold.
Zum reichen Sold gehört ein eigener Schacht von Gold.
Zum Schacht von Gold gehört viel Müß wohl ihn zu graben.
Drum will ich auf der Welt ein kleines Haus nur haben.
Das größte Haus ist eng, das kleinste Haus ist weit,
Wenn dort in ein Gedräng, und hier Zufriedenheit.

Es ist der gewöhnliche, immer wiederkehrende Fehler der Menschen, nur eine Seite vorherrschend auszubilden zu wollen. Einer das Gebiet der Religion, ein Anderer die strenge Vernunft, das Weltkind nur den Beruf und das Sinnliche. Alles zusammen aber in gehöriger Harmonie angewandt, genossen und so zu sagen künstlerisch vereinigt, giebt allein für diese Erde und für die Existenz auf ihr das vollständigste Leben, die ächte Wahrheit.

Der Mensch ist zu beneiden,
Der Sinn für die Erinnerung hat
Und für die Hoffnung keinen.

Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag:
Ich soll in das Geseh, von Gott ins Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben,
Ich muß, das ist die Ehrent, in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verliehenen Kraft
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft,
Ich will, die höchste Kron' in dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt,
Ich darf, das ist zugleich die Zinschrift bei dem Siegel,
Beim aufgeschlagenen Thor der Freiheit auch ein Kiegel.
Ich mag — das endlich ist, was zwischen Allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag,
Die sechs nehmen mich in Anspruch jeden Tag,
Und nur, wenn Gott mich lehrt, weiß ich was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.



Dreißyßbige Charade.

Sonst schnurten die Mädchen,
Und Frauen und Mädchen
Sie saßen im Kreise
In ländlicher Weise
Und mußten mit Spinnen
Das Erste gewinnen.
Doch jetzt helfen ihnen
Gewalt'ge Maschinen.

Die sausen und schnurren und schaffen so viel
Und kommen wohl leichter und schneller zum Ziel.

Die anderen Zweie
Die sind, meiner Treue —
Nicht scheu noch verlegen.
Sie klettern verwegend
Auf Bäume und Säune,
Und schaukeln und wiegen
Auf schwankender Leine
Und klammern und schmiegen
An Alles sich an,
Was ihr Arm fassen kann.

Ein schlimmer Ruhm das für eine Frau. —
Doch mit — Blumen nimmt man's nicht so genau.

Das Ganze zu schauen
Geh hin, wo die Frauen,
Zu nützlichen Weiken
Die Hände rühren;
Doch, wohl zu merken:
Nicht zum Aufstören.

Nicht zur Dichtkunst, auch nicht zur Malerei,
Zum — Still! Sonst wär's mit dem Rathen vorbei.
M. G.

Rösselsprung-Aufgabe.

ren,	He-	len;	bar-	ob	zum	ne	al-
füh-	mer,	un-	hen	Schmer-	ler	Du	Du
mer,	loh-	zen	Denn	Er-	mußt	ren	Dei-
Zu	term	Mensch	er-	Her-	ein	Din-	zum
als	Ar-	dem	Rei-	sich	Thron	sich	Eci
hal-	her,	vor-	ge-	Je-	ge-	füh-	ge-
nehm,	muß	der	dach	Du	Daß	ge-	bo-
o-	men-	sei	der	rin-	ren,	—	Eci
							len.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 41.

Wer kein Leid kennt, kennt auch kein Mitleid.

Auflösung der Charade in Nr. 41.

„Weingeist“.



Fr. G. O. in S. Wenn Ihnen daran liegt, eine recht wohlfeile, dauerhafte Börse in möglichst kurzer Zeit zu arbeiten, so können wir Ihnen nichts Besseres raten, als von der jetzt vielfach für diesen Zweck gebrauchten „cordonnirten“ Wolle eine Börse zu stricken in der bekannten Weise, die man à jour nennt. Die Wichtigkeit der Arbeit läßt nichts zu wünschen übrig, da man diese Börsen nur von einer Farbe strickt. Das Muster bedingt jedoch das Ummenden der Strickerei nach jeder Nadel, und aus diesem Grunde muß die Börse, sobald der Streifen dazu genügend lang, zusammengeknüpft werden, so daß nur der nöthige Schiß frei bleibt. In beiden Enden wird die Börse ebenfalls der Breite nach zugeknüpft (so daß der Schiß in die Mitte der Fläche kommt) und entweder mit Quasten von derselben Wolle, oder mit Perlenquasten versehen.

Das „à jour-Muster“ wird auf folgende Art gestrickt. Man schlägt eine gerade Anzahl Maschen auf und strickt: 1 umgeschlagene, 1 abgestrichene, 1 gestrickte, sieht dann die abgestrichene über die gestrickte Masche; 1 umgeschlagene, 1 abgestrichene, 1 gestrickte, die abgestrichene über die gestrickte gezogen und so fort, bis die Maschen zu Ende sind. Hierauf wendet man die Arbeit um und strickt zurück in ganz derselben Weise, so daß die durch Umschlagen gebildete Masche stets die abstrickende wird.

Gordonnirte Wolle ist in den meisten der größeren Tapissierwaarenhandlungen Berlins zu haben — namentlich bei Mojisch (breite Straße), bei Sommerfeld (Boßstraße).

Fr. Helene G. in F. Nr. 34 des Bazar enthält auf dem Supplement den Schnitt einer Casaque longue, welche ohne Zweifel Ihren Ansprüchen genügen wird, da sie mit dem Verdienst der Neuheit auch das einer höchst eleganten Form verbindet.

Was die „Pariser Modelle“ betrifft, so dürfen Sie nicht befürchten, daß ein Versuch mit den Schnittmustern derselben aus Mangel an Verständnis Ihnen misslingen könne. Die Muster sind an und für sich sehr klar und für Jedem, der nicht verschmäht, die Beschreibung zu Rathe zu ziehen, durchaus verständlich.

Fr. M. J. in O. Mit den Namen „Blaustrümpfe“ (blue stockings) bezeichnet man die Frauen, die, ohne eigentliches Genie, mit allerlei Gelehrsamkeit und Bildung prunken, geistlich dem eigentümlich weiblichen Beruf Sohn sprechen und dessen Anforderungen weder anerkennen noch erfüllen. Ursprünglich rührt die Bezeichnung: „Blaustrümpfe“ in diesem Sinn von einer Engländerin, Miß Stillingfleet her, die um das Jahr 1780 in London einem Verein von Schöngeistern angehörte, und stets blaue Strümpfe trug.

Fr. Friederike O. in St. Den Schnitt zu einer glatten, hohen Taille finden Sie auf dem Supplement der Nr. 6 des Bazar (Jahrgang 1858) und in den „Pariser Modellen“ Nr. 1, 5 und 16. Ein Receipt, wofür Stoffe schwarz zu färben, folgt in einer der nächsten Nummern.

Fr. Auguste B. in B. Gerade in jetziger Saison ist der Raum unserer Zeitung so sehr durch die neuen Erscheinungen der Mode in Anspruch genommen, daß wir nicht versprechen können, das von Ihnen gewünschte Muster eines Aintentriemens schon in nächster Nummer erscheinen zu lassen, da wir jedoch aus Ihrem Brief entnehmen, daß Sie seit längerer Zeit schon zu den Abonnentinnen des Bazar gehören, machen wir Sie vorläufig auf das Muster eines Aintentriemens in Nr. 2 unserer Zeitung (Jahrgang 1857) aufmerksam, welches ganz geeignet ist, den Ansprüchen des guten Geschmacks wie den Anforderungen der Mode zu genügen.

Fr. A. W. B. in A. Kampenteller verzierungen lieferte der Bazar seit seinem Bestehen stets in so großer Auswahl, daß wir nicht umhin können, Sie auf einige der erschienenen, vollkommen modernen Garnituren dieser Art aufmerksam zu machen; namentlich auf die in den Nrn. 2 dieses, und 48 vorigen Jahrgangs. Außerdem aber können wir Ihnen versprechen, daß eine der nächsten Nummern Kampenteller nebst Garnitur bringen werde, die hinsichtlich des Materials und Arrangements ganz mit der von Ihnen beabsichtigten Arbeit übereinstimmt.

Fr. J. S. in S. Wir werden das von Ihnen angeregte Thema nächstens einer genaueren Besprechung unterwerfen.

Fr. C. v. G. in J. Freiertrönerinnen finden Sie auf dem Supplement der Nr. 22 und in Nr. 40; die Chiffre G. G. auf den Supplementen der Nrn. 10, 22 und 30, außerdem enthält die letztgenannte Nr. noch ein vollständiges Alphabet. Wir führen diese Nr. nur beispielsweise an, denn gerade Ihre Chiffre ist auf fast allen Supplementen dieses Jahrgangs zu finden, gar nicht zu erwähnen die früheren Jahrgänge des Bazar.

An unsere Abonentinnen in Amerika.

Soeben geht uns die Nachricht zu, daß sich auf dem am 1. September von Hamburg gesegelten und im atlantischen Ocean verbrannten Dampfschiff „Austria“ zwei Pakete mit 530 Exemplaren der Nummern 34 und 35 des „Bazar“, nach New-York und Cincinnati adressirt, befanden und zu Grunde gegangen sind. — Ob noch mehr Bazar-Pakete, für andere amerikanische Städte bestimmt, sich am Bord der „Austria“ befanden, haben wir noch nicht in Erfahrung bringen können.

Zu unserm Bedauern müssen wir nun den überseeischen Abonentinnen mittheilen, daß wir außer Stande sind diesen Verlust zu ersetzen, indem wir von den fraglichen Nummern selbst kein einziges Exemplar mehr besitzen und ein Nachdruck der ganzen Nummern für uns im Bereiche der Unmöglichkeit liegt. — Dahingegen werden wir diejenigen Kapitel von „Amy Moss“, welche sich in den verbrannten Nummern befinden, in einer Extra-Nummer für Amerika neu drucken und in wenigen Tagen nachfolgen lassen, damit diese allseitig mit so großem Interesse verfolgte Erzählung unsern amerikanischen Abonentinnen nicht zum Bruchstück wird. Die Administration des Bazar.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.